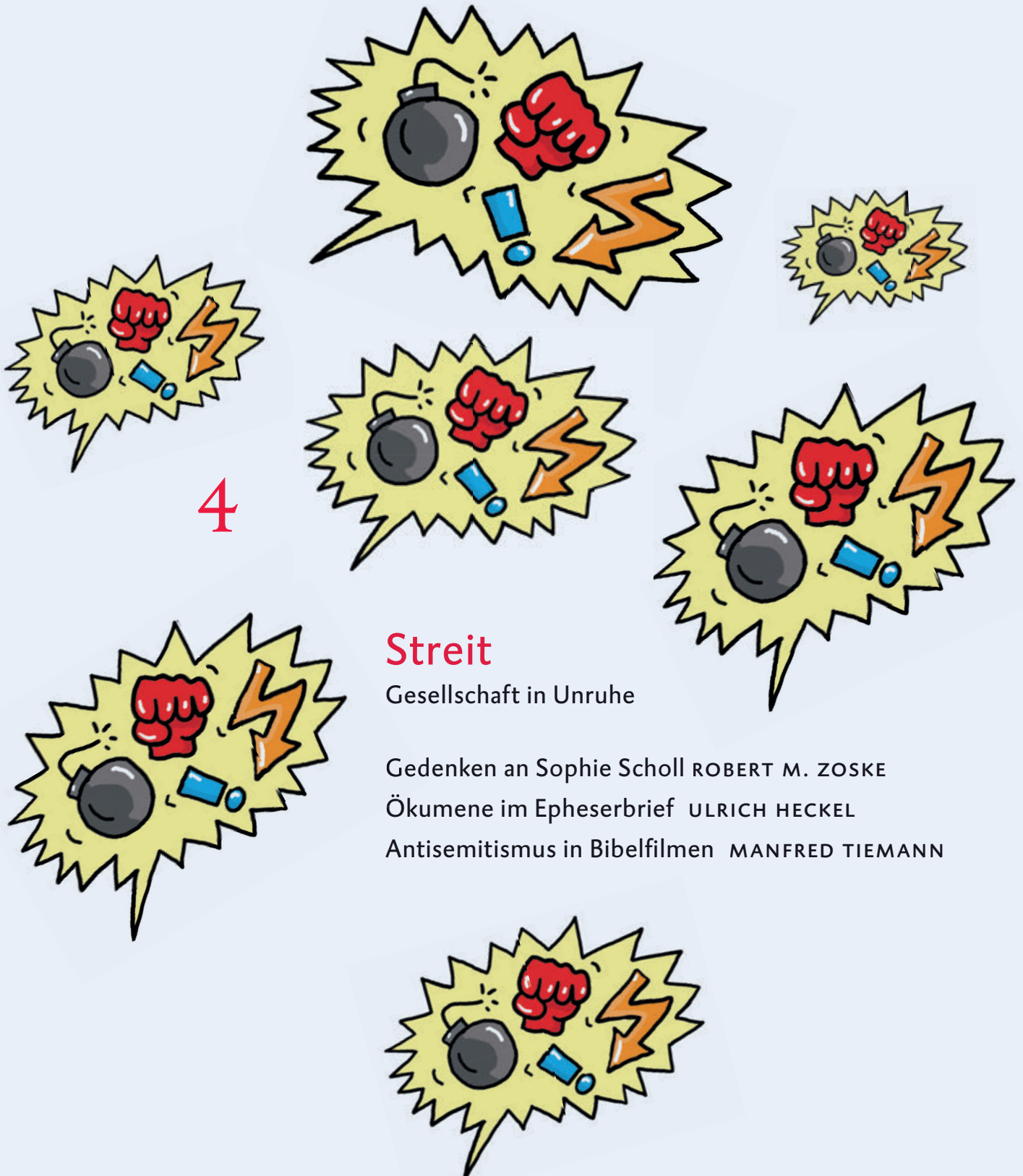


zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



4

Streit

Gesellschaft in Unruhe

Gedenken an Sophie Scholl ROBERT M. ZOSKE

Ökumene im Epheserbrief ULRICH HECKEL

Antisemitismus in Bibelfilmen MANFRED TIEMANN

Beethoven hätte VAN gelesen *

* hätte es 1798
schon Internet
gegeben

VAN

Online-Magazin für klassische Musik

Reportagen, Interviews, Kommentare, Porträts, Veranstaltungen, Playlists,
Video und Audio → Jeden Mittwoch neu auf www.van-magazin.de

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Wolfgang Huber
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lilie
 Friederike Nüssel
 Christoph Schwöbel
 Christiane Tietz
 Gerhard Ulrich
 Michael Weinrich



Liebe Leserin, lieber Leser,

es herrschen raue Zeiten im öffentlichen Diskurs und das Stichwort „Identitätspolitik“ schwirrt durch unsere Gesellschaft. Was ist bloß los? Lesen Sie dazu die Beiträge in unserem Schwerpunkt „Streit“: Unter anderem stellt der Soziologe Armin Nassehi fest, dass Konfliktparteien heute meist schon Schwierigkeiten haben, ihren Streitgegenstand zu finden (Seite 22), während der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen die Hoffnung auf die „redaktionelle Gesellschaft“ nicht aufgeben möchte (Seite 34).

Gestritten wird auch in *zeitzeichen*, wo sich der Theologe und Religionsphilosoph Ingolf U. Dalferth in der März-Ausgabe zu Unrecht *ad personam* kritisiert fühlt und der Theologe und Historiker Benjamin Hasselhorn sich fälschlich zu den „Neuen Rechten“ gezählt sieht. Beide haben auf die Vorwürfe jetzt geantwortet (ab Seite 15) – Streitkultur pur.

In diesem Monat findet das wohl bedeutendste 500-Jahr-Jubiläum seit dem Gedenken an den Wittenberger Thesenanschlag von 1517 statt: Zu erinnern ist an den Auftritt von Martin Luther vor Kaiser und Reich in Worms am 17./18. April 1521. Der Profanhistoriker Heinz Schilling und der Kirchenhistoriker Uwe Riese beleuchten die weltberühmte „Hier-stehe-ich“-Szene (Seiten 28, 42). Einig sind sich beide, dass es damals in Worms weniger um den Streit als um das Widerstehen ging.

Nun noch in eigener Sache: Ich freue mich sehr, dass wir eine neue App entwickelt haben, damit Sie *zeitzeichen* noch viel praktischer in digitalem Format lesen können als bisher – alles dazu ab Seite 18.

Und jetzt wünsche ich gewinnbringende Lektüre sowie frohe, gesunde und möglichst frühlingshafte Ostern – allen Corona-Einschränkungen zum Trotz!

Jhr
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: dpa/Heike Lyding

Kirchenpresse neu gedacht

Die Kirchenzeitungen sind wichtige Foren, die oft unterschätzt werden, meint Willi Wild, Chefredakteur von *Glaube & Heimat* aus Weimar. In seinem Beitrag stellt Wild das von ihm entwickelte Modell der Verzahnung von Wochenzeitung und Gemeindebrief-redaktionen vor.

GESELLSCHAFT

- 8 ROBERT M. ZOSKE
100 Jahre Sophie Scholl
- 12 WILLI WILD
Neue Wege der Evangelischen Publizistik
- 15 INGOLF U. DALFERTH
Eine Replik auf Arnd Henze
- 16 BENJAMIN HASSELHORN
Eine Replik auf Johann Hinrich Claussen
- 18 STEPHAN KOSCH
Alles über die neue *zeitzeichen*-App

SCHWERPUNKT

- 22 ARMIN NASSEHI
Gesellschaft und Konflikt
- 25 ANGELA STANDHARTINGER
Über die Streitgespräche Jesu
- 28 HEINZ SCHILLING
Luther als Streiter in Worms 1521
- 31 JOHANN HINRICH CLAUSSEN
Elf Gebote für anständigen Streit
- 34 GESPRÄCH MIT BERNHARD PÖRKSEN
„Das Ziel ist die redaktionelle Gesellschaft“

Titelseite:

Fotos: dpa/dieKLEINERT.de/Sabine Voigt

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Immer wieder Streit

Streit gehört zum Leben, klar. Aber viele Menschen empfinden, dass heutzutage besonders in der Öffentlichkeit produktives Streiten immer seltener gelingt und Debatten häufig entgleisen. Muss das so sein? Was könnte helfen? Unser Schwerpunkt nimmt das Thema aus verschiedenen Perspektiven unter die Lupe.

20



Foto: dpa/Zoomar

THEOLOGIE

- 38 ULRICH HECKEL
Ökumene à la Epheserbrief
- 42 UWE RIESKE
Luther in Worms und die Seelsorge

STÖRFALL

- 41 JÜRGEN SALZMANN
Der Tanz ums Goldene Kalb der Digitalisierung

KOMMENTAR

- 45 KATHRIN JÜTTE
Sexueller Missbrauch und evangelische Kirche

DAS PROJEKT

- 48 DANIEL LENSKI
Über das Luthertum in Chile

KULTUR

- 50 MANFRED TIEMANN
Antisemitismus in Bibelfilmen



49

Eskalation und Spaltung

Die deutschsprachigen Protestanten in Chile haben eine wechselvolle, spannungsreiche Geschichte. Besonders nach dem Sturz des Präsidenten Salvador Allende durch die Militärs im Jahre 1973 eskalierten die Konflikte und führten zur Spaltung, wie der Theologe Daniel Lenski in seiner Dissertation zeigt.

KOLUMNE

- 53 ULRICH LILIE
Sterbehilfe: Abschied vom Prinzipiellen

REPORTAGE

- 54 EDGAR S. HASSE (TEXT UND FOTOS)
Kirchen im Eismeer

REZENSIONEN

Musik

- 61 REINHARD MAWICK
Johann Sebastian Bach: Motetten
61 UDO FEIST
Mogwai: As The Love Continues

Hörbuch

- 62 ANGELIKA HORNIG
Robert Seethaler: Der letzte Satz

Bücher

- 62 HELMUT KREMERS
Karl Heinz Bohrer: Mit Dolchen sprechen
63 KLAUS BECKMANN
Sylvie Thonak/Gerd Theißen: Militärseelsorge
63 BENJAMIN HASSELHORN
Klaus-Rüdiger Mai: Und wenn die Welt voll Teufel wär

Kirchen in der Antarktis

In rund zehn der heute achtzig Antarktis-Forschungsstationen stehen kleine christliche Kapellen. Also stimmt der alte Seefahrerspruch gar nicht, dass es jenseits des 50. Breitengrades keinen Gott gebe. Über die Kirchen der Antarktis eine Reportage aus dem (fast) ewigen Eis vom Theologen, Journalisten und Kreuzfahrtseelsorger Edgar S. Hasse.

54



Foto: Edgar S. Hasse

- 64 MICHAEL GERMANN
Adrian Loretan: Wahrheitsansprüche im Kontext der Freiheitsrechte
66 MARGOT KÄSSMANN
Jurjen Zeilstra: Willem Adolf Visser't Hooft
67 UDO FEIST
Jean-Pierre Wils: Sich den Tod geben.
68 TILMAN ASMUS FISCHER
Richard J. Bernstein: Denkerin der Stunde
68 MANFRED GÄRTNER
Rolf Nagel: Das Hundeauge

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 72 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 46 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 59 Leserbriefe | |



Briefe ohne Unterschrift

„Schreiben Sie uns, wo immer Sie sind, was immer Sie auf dem Herzen haben.“ Mit diesen Worten lud die BBC-Radiosendung „Briefe ohne Unterschrift“, die von 1949 bis 1974 im Rahmen der Nachrichtensendung „Programm für Ostdeutschland“ ausgestrahlt wurde, Hörer zum Briefeschreiben ein. Die anonym verfassten Briefe, die aus der DDR über Deckadressen in West-Berlin zur BBC gelangten, boten ungeschönte Einblicke in den DDR-Alltag. Im Museum für Kommunikation Frankfurt/Main sind sie bis zum 5. September zu sehen.

Foto: dpa/Sina Schuldt

Farbanschlag auf die Kirche des wegen Volksverhetzung verurteilten Bremer Pastors Olaf Latzel

Auf die Bremer St. Martinikirche ist ein Farbanschlag verübt worden. Der Staatsschutz der Polizei hat die Ermittlungen aufgenommen. Den Ermittlern zufolge stammt ein zeitgleich verbreitetes Bekennerschreiben von einer Gruppe, die den „Flinta-Personen“ nahesteht – die Abkürzung steht für Frauen, Lesben und nicht-männliche Personen. Die Innenstadt-kirche ist Predigtstätte des wegen Volksverhetzung verurteilten Pastors Olaf Latzel. Nach eigenen Angaben nahmen die Verfasser des Bekennerschreibens den Weltfrauentag am 8. März zum Anlass, um die Kirche mit Farbe zu „verschönern“. Pastor Olaf Latzel war im November vor dem Amtsgericht der Hansestadt wegen Volksverhetzung zu einer Geldstrafe von neunzig Tagessätzen à neunzig Euro verurteilt worden. Er habe in einem Eheseminar zum Hass gegen Homosexuelle angestachelt und ihre Menschenwürde angegriffen, befand das Gericht. Nachdem er Berufung gegen dieses Urteil eingelegt hatte, suspendierte die Bremische Landeskirche Latzel im Dezember bis auf Weiteres vom Dienst.

Alle gregorianischen Gesänge zum Mithören

Das Projekt „Neumz“ will alle gregorianischen Gesänge der Welt aufnehmen – in einer Länge von mehr als siebentausend Stunden. Gleichzeitig können die Gesänge in einer App auf Handys heruntergeladen werden. Das gesamte gregorianische Gesangsrepertoire wird aufgenommen von der Gemeinschaft der Benediktinerinnen der Abtei Notre-Dame de Fidélité von Jouques in der Provence. Jeder Gesang wird mit der Partitur in Quadripartas, dem lateinischen Text und dessen Übersetzung synchronisiert. Der vollständige dreijährige liturgische Zyklus soll Ende 2021 verfügbar sein. Zwei Drittel der Einnahmen gehen laut „Neumz“-Projekt an die französischen Schwestern, um sie und ihre Stiftung Notre Dame de l'Écoute in Benin zu unterstützen. Weitere Informationen: www.neumz.com/de/deutsch

Foto: dpa/Lou Avers



Neuer Vorstoß für gemeinsames Osterfest

In der Ökumene gibt es einen neuen Vorstoß für ein gemeinsames Osterdatum der östlichen und westlichen Christenheit. Das 1700-Jahr-Jubiläum des Konzils von Nicäa im Jahr 2025 sei ein guter Anlass für eine entsprechende Kalenderreform, heißt es in einem Beitrag des orthodoxen Erzbischofs Job von Telmessos für einen Newsletter der Delegation des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel beim Weltkirchenrat. Die Tatsache, dass im Jahr 2025 die östliche und westliche Christenheit gemeinsam Ostern feiern, sollte als eine Ermutigung auf dem Weg zu einem dauerhaften gemeinsamen Osterdatum gesehen werden, schreibt der aus Kanada stammende Erzbischof Job von Telmessos in seinem Newsletter.

Oratorium für Kirchentag geplant

Anlässlich des 3. Ökumenischen Kirchentags im Mai soll ein neues ökumenisches Oratorium uraufgeführt werden. Wie die Veranstalter mitteilten, soll die Uraufführung des eigens komponierten Werks „Eins“ am 14. Mai rein digital stattfinden. Die Dreharbeiten des rund 90-minütigen Stücks sollen Ende April stattfinden. Ursprünglich hatte der Kirchentag geplant, für „Eins“ in der Commerzbankarena den größten ökumenischen Chor der Welt mit bis zu 50 000 Mitwirkenden zusammenzubringen. Inhaltlich orientiert sich das Oratorium an der Apostelgeschichte und der Situation der frühen Christen.



Foto: LVR-Zentrum für Medien und Bildung

Wanderausstellung startet in der Alten Synagoge Essen

Die Wanderausstellung „Menschen, Bilder, Orte – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ist in der Alten Synagoge Essen gestartet. Die Ausstellung tourt durch die Städte Essen, Münster, Köln, Wesel und Dortmund. Der Auftakt fand als Livestream aus der „Alten Synagoge – Haus jüdischer Kultur“ in Essen statt. Der Beigeordnete für Jugend, Bildung und Kultur der Stadt Essen, Mughtar Al Ghusain, sagte bei der Eröffnung: „Jüdische Geschichte reicht in Europa sehr weit zurück. Es ist wichtig, dass gerade auch junge Menschen die Vielfalt europäischer Kultur kennenlernen können, und dazu trägt die europäisch-jüdische Kultur in ihren Facetten sicher viel bei. Jüdinnen und Juden sind die älteste nichtchristliche Minderheit Deutschlands. Es geht um jüdische Kultur in ihrer Vielfalt und Tradition und nicht nur um Verfolgungsgeschichte.“

Die Initiative kulturelle Integration begrüßte unterdessen das breite Spektrum und die Lebendigkeit der geplanten Aktivitäten im Rahmen des Gedenkjahres, mit denen über das ganze Jahr hinweg die Vielfalt jüdischen Lebens und deren 1700-jährige Geschichte sichtbar und erlebbar gemacht werden sollen. Auch die Initiative kulturelle Integration, zu deren Mitgliedern der Zentralrat der Juden in Deutschland gehört, beschäftigt sich mit den Themen Erinnerungskultur, Antisemitismus und der Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland heute.

Oberbayerisches Kloster wird Studentenwohnheim

Aus dem ehemaligen Kapuzinerkloster St. Sebastian im oberbayerischen Rosenheim wird ein Wohnheim für Studierende. In gut einem Jahr sollen die sechzig neuen Wohnungen bezugsfertig sein, wie die Erzdiözese München und Freising in München mitteilte. Sie würden zu Preisen deutlich unterhalb der marktüblichen Miete angeboten. Die Kosten für den Um- und Neubau betragen laut Bistum 8,4 Millionen Euro. Nach dem Auszug der Kapuziner 2017 begann die Kernsanierung und Erweiterung des ehemaligen Klosters. Der Anbautrakt wurde entfernt und wird in Massivholz-Bauweise neu angelegt. Die Wohnheimplätze werden nicht konfessions- oder religionsgebunden vergeben. Das Land Bayern fördert das Projekt mit 1,9 Millionen Euro.

„Wenn es die Männer nicht machen ...“

Zum 100. Geburtstag von Sophie Scholl – der Glaube der evangelischen Widerstandskämpferin

ROBERT M. ZOSKE

In zahlreichen Briefen und Tagebucheinträgen reflektiert die junge Frau ihren Glauben und ringt um eine tiefere Beziehung zu Gott: Sophie Scholl meinte es ernst mit ihrem Glauben, er war konstitutiv für ihren Widerstands- und Freiheitskampf. Sie war formal und inhaltlich Protestantin. Und sie lebte die Ökumene, als kaum jemand den Begriff kannte. Über die Widerstandskämpferin der „Weißen Rose“ berichtet ihr Biograf Robert M. Zoske.

In Schwäbisch-Hall (2004) und München (2018) tragen evangelische Kirchengemeinden ihren Namen, in Hamburg-Eimsbüttel zeigt das Altarfenster (1990) der Apostelkirche sie als moderne Gesandte Christi: Sophie Scholl. Zu Recht – oder ist das eine Vereinnahmung und Instrumentalisierung, weil religiöse Motive für den Widerstand der „Weißen Rose“ unerheblich waren? „Buhlen“ die Kirchen scheinheilig „um ihre ‚Märtyrer‘“ und begehen damit „Missbrauch“, wie die Historikerin Miriam Gebhardt meint? Wie protestantisch war die junge Freiheitskämpferin, deren hundertsten Geburtstag am 9. Mai gedacht wird?

Sophie Scholl war evangelisch sozialisiert. Ihr Vater Robert verstand sich als kritisch-distanzierter Kulturprotestant, die Mutter Magdalene war als ehemalige Diakonisse eine tiefgläubige, fröhliche Pietistin. Ihre sechs Kinder wurden evangelisch-lutherisch getauft. Die älteste Tochter Inge ließ sich später erneut – am zweiten Todestag ihrer Geschwister 1945 – römisch-katholisch taufen.

Lina Sophie Scholl wird am 9. Mai 1921 im Hohenlohischen Forchtenberg geboren und am 10. Juli in der Michaelskirche getauft. Sie besucht eine Kleinkinderschule, die eine Diakonieschwester leitet, und den Kindergottesdienst der Gemeinde. Nach zweijährigem Unterricht wird sie 1937 in Ulm konfirmiert. Bis zu ihrem Abitur nimmt sie am evangelischen Religionsunterricht teil. Danach absolviert sie eine



zweijährige Ausbildung zur Kindergärtnerin am evangelischen Fröbelseminar. Ihr letztes evangelisches Abendmahl feiert sie an ihrem Todestag, dem 22. Februar 1943, gemeinsam mit ihrem Bruder Hans im Gefängnis München-Stadelheim. Die Beerdigung im benachbarten Perlacher Friedhof erfolgt zwei Tage später durch den evangelischen Gefängnispfarrer. Formal fällt die Antwort auf die Frage nach Sophie Scholls Konfession also eindeutig aus: Sie war von der Wiege bis zur Bahre evangelisch. Gilt das auch für ihre persönliche Frömmigkeit? Die inhaltliche Analyse ihrer Religiosität kann auf breiter Quellenbasis erfolgen. In zahlreichen Briefen und Tagebucheinträgen reflektiert die junge Frau ihren Glauben und

ringt um eine tiefere Beziehung zu Gott. Die Reformation um Martin Luther hat vier theologische Grundsätze formuliert, die den evangelischen Glauben kennzeichnen: „Allein der Glaube“ (Solus Fide), „Allein die Gnade“ (Sola Gratia), „Allein Christus“ (Solus Christus), „Allein die Bibel“ (Sola Scriptura). Sind diese „Vier Soli“ in Sophie Scholls Leben sichtbar?

Allein der Glaube

Das früheste Zeugnis von Sophie Scholls Frömmigkeit ist ihr Eintrag im Poseialbum einer Freundin. Die Zehnjährige malt in Schönschrift: „Lass nie den frohen Mut Dir rauben. / Und halte fest an Deinem



Fotos von Sophie Scholl aus den Jahren 1936 bis 1943 aus dem Stadtarchiv Crailsheim „Sammlung Hartnagel“. Die Bildfolge oben wurde von der Gestapo am 18. Februar 1943 gemacht, nach ihrer Verhaftung am Tag ihrer Flugblattaktion. Schon vier Tage später wurde sie hingerichtet.

Glauben / In guten, wie in schlimmen Tagen,
/ So wirst die Last du leichter tragen. / Ein
fester Stab ist kindlich Gottvertrau'n!
"Auch wenn die Mutter ihr diese Worte vorgelegt
haben sollte, so müssen sie Sophie doch
zugesagt haben, denn sonst hätte sie diese
nicht säuberlich eingetragen. Die späteste
Glaubensaussage Sophies wird von Magda-
lene Scholl erzählt. Sie habe ihrer Tochter in
den letzten Minuten im Gefängnis, als ihr
lächelndes Gesicht ganz nahe gewesen sei,
gesagt: „Aber gelt, Jesus“ und sie habe „über-
zeugend, fast befehlend“ geantwortet: „Ja,
aber Du auch.“ Sophie bekräftigte hier ihren
Glauben an Jesus und forderte zugleich die
Mutter auf, in der vor ihr liegenden schweren
Zeit Christus zu vertrauen.



Fotos: Stadtarchiv Crailsheim „Sammlung Hartnagel“

Allein die Gnade

Sophie Scholl erlebte Gottes alltägliche Gnade. Während der Krieg tobte, betrachtete sie Wassertropfen auf zwei Rosen. Sie reihten sich wie „winzige Perlen“ aneinander: „Wie schön u. rein dies aussieht, welch kühlen Gleichmut es ausstrahlt“, schreibt sie und staunt: „Daß es dieses gibt. Daß

der Wald so einfach weiter wächst, das Korn u. die Blumen, daß Wasserstoff und Sauerstoff sich zusammengetan haben zu solch wunderbaren lauwarmen Sommerregentropfen. Manchmal kommt mir dies mit solcher Macht zu Bewußtsein, daß ich ganz voll davon bin [...]. Dies alles gibt es, trotzdem sich der Mensch inmitten der ganzen Schöpfung so unmenschlich und



nicht einmal tierisch aufführt. Allein dies ist schon eine große Gnade.“

Sophie Scholl vertraute Gottes universaler Gnade. Als eine Freundin sie nach dem Fegefeuer fragt, antwortet sie, noch nie über „Zwischenstationen“ und „die ewige Seligkeit“ nachgedacht zu haben. Sie wolle zwar nichts ausschließen und habe hierzu noch keine abschließende Meinung, aber die Bilder, die davon gemalt würden, seien ihr fremd. Doch von einem ist sie überzeugt: „Für mich gäbe es nur ein ‚in Gott‘ oder ‚außer Gott‘ nach dem Tode.“ Im Roman „Kristin Lavranstochter“ der norwegischen Schriftstellerin Sigrid Undset habe sie gelesen, Kristin hoffe, „daß dieses Feuer ihre harte und unreine Seele vollends läutere“. Sophie folgert scharfsinnig und zuversichtlich: „Demnach wäre es ja auch nur wieder eine Gnade.“

Allein Christus

Sophies Tagebuchhefte sind voll in-niger Gebete. Ihre Zwiesprache ist oft ein seelisches Ringen, in dem sie explizit auf Christus Bezug nimmt. Sie schrieb, „gegen die Dürre des Herzens“ helfe „nur das Gebet, und sei es noch so arm und klein“. Sophie erfuhr, wie schwer es zuweilen ist, Gott zu vertrauen, aber sie wollte mit aller Macht glauben.



jetzt nicht, „anstatt um Hilfe zu rufen [...], über irgendein wissenschaftliches, philosophisches oder theologisches Thema“ auslassen, weil sie „Angst in sich habe und nichts als Angst“ und sich nur nach dem sehne, der ihr diese Angst abnehme. Doch: „Ich bin Gott noch so ferne, daß ich ihn nicht einmal beim Gebet spüre. Ja manchmal, wenn ich den Namen Gott ausspreche, will ich in ein Nichts versinken. Das ist nicht etwa schrecklich, oder schwindelerregend, es ist gar nicht – und das ist noch viel entsetzlicher. Doch hilft dagegen nur das Gebet, und wenn in mir noch so viele Teufel rasen, ich will mich an das Seil klammern, das mir Gott in Jesus Christus zugeworfen hat, und wenn ich es nicht mehr in meinen erstarrten Händen fühle.“

Ihrem Freund, dem Berufsoffizier Fritz Hartnagel, wünschte Sophie sehr, dass er in Russland in einem Gottesdienst am Abendmahl teilnehmen könne, damit er diese „Trost- und Kraftquelle“ erfahre. Sie selber erlebte Christi Gegenwart im Abendmahl.

Für Sophie kam es darauf an, der Menge zu trotzen, zielstrebig und ohne Umwege Gott zu suchen – wie Jesus: „Aber im Grunde kommt es ja nur darauf an, ob wir

Sophie Scholl auf Fotos, etwa aus den Jahren 1927 bis 1941, aus dem Stadtarchiv Crailsheim „Sammlung Hartnagel“. In einem Brief schrieb sie einmal: „Wahrscheinlich hat es bisher nur ein Mensch fertiggebracht, ganz gerade den Weg zu Gott zu gehen. Aber wer sucht den heute noch?“

bestehen, ob wir uns halten können in der Masse, die nach nichts anderem als nach Nutzen trachtet. [...] Wahrscheinlich hat es bisher nur ein Mensch fertiggebracht, ganz gerade den Weg zu Gott zu gehen. Aber wer sucht den heute noch?“

Allein die Bibel

Die Bibel war für Sophie Scholl die Glaubensrichtschnur. Als Fritz Hartnagel von einer Diskussion berichtet, bei der seine Kameraden den Überlebenskampf in der von Gott „sehr gut“ geschaffenen Natur als vorbildhaft für das kriegerische Gegeneinander der Völker hinstellen, nimmt Sophie die Lutherbibel zur Hand und erklärt, dass die Schöpfung mit dem Sündenfall von Adam und Eva „gefallen“ und damit nicht mehr „sehr gut“ sei. Sie zitiert mehrere Verse aus dem Paulusbrief an die Römer. Dabei unterstreicht sie ein Wort: „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sientemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit *ohne* ihren Willen, sondern um deß willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung.“ Der kriegerische Exzess war

In der Zeit des Widerstands wurde sie von Ängsten geplagt.

Als die entscheidende Phase des aktiven Widerstands näher rückte, wurde Sophie von Ängsten geplagt. Sie fühle sich wie ein „Versinkender“, dem „die unheimlichen Wesen auf dem Meeresgrunde [...] Beine und Arme umklammern, und die Wogen über ihm zusammenschlagen.“ Sie könne sich



also von Menschen gemacht und nicht „natürlich“. Dann fordert sie Fritz begeistert auf, „unbedingt“ einen „herrlichen Satz zu Beginn“ des Kapitels zu lesen: „Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.“ Sie fragt, und es ist eigentlich eine Feststellung: „Sind jene nicht arm, entsetzlich arm, die dies nicht wissen und [nicht] glauben?“ Gemeint sind damit Hartnagels Gesprächspartner, die glaubten, sie seien dem Gesetz des Sozialdarwinismus unterworfen und müssten grausam handeln, um überleben zu können.

Sophie überlegt dabei auch, dass diese Offiziere womöglich gar nicht „frei gemacht“ werden wollten, weil sie in ihrem „dummen Hochmut“ in diesem „Gesetz der Sünde und des Todes“ eine Rechtfertigung für ihre Brutalität sehen. Doch die Natur könne kein Vorbild für menschliches Handeln sein, denn der Mensch habe doch auch Teil an einer spirituellen Wirklichkeit.

Und dann kommt der entscheidende, weil ihr Wesen kennzeichnende Satz: „Ja wir glauben auch an den Sieg der Stärkeren, aber der Stärkeren im Geiste.“ Sophie eignete sich in ihrem langen Brief den Bibeltext existenziell an, so, wie sie das vielfach tat. Sie studierte die Bibel ohne akademisch-theologische Reflexion, ohne dogmatisches Wissen oder kirchliche Vermittlung, sie las und hörte dabei auf Gott.

Von 1935 bis 1937 hatte Sophie Scholl Konfirmandenunterricht bei dem zunächst nazibegeisterten, dann distanzier-ten Bekenntnispfarrer Gustav Oehler an

der Ulmer Pauluskirche. Für ihn gehörten Glauben und Politik zusammen: „Evangelisch sind wir, wenn wir beten, wenn wir Glaubenssachen rein halten von Politik [...]; protestantisch, wenn wir nicht nur betend warten, sondern bestimmend in den Gang der Dinge eingreifen. Evangelisch ist es, die Dinge dieser Welt und die des Reiches Gottes streng getrennt zu halten; protestantisch ist es, das Evangelium in Beziehung zu allen Dingen dieser Welt zu setzen. [...] Wir dürfen weder auf der Kanzel fehlen noch auf der Tribüne. Es gilt, politisch zu sein, als wäre mans nicht.“

In diesem Sinne kann man Sophie Scholl als Christin bezeichnen, die evangelisch glaubte und protestantisch handelte. Im kirchlichen Unterricht hatte sie gelernt, dass man nicht nur glauben, sondern auch handeln muss: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein.“ Sie erklärte einer Freundin, sie wolle nicht durch Untätigkeit schuldig werden. Zwar verstehe sie nichts von Politik, sie habe aber ein Gespür für Recht und Unrecht. Darum müsse sie gegen den Unrechtsstaat kämpfen, wenn sie eine

Waffe hätte, würde sie Hitler erschießen: „Wenn es die Männer nicht machen, muß es eben eine Frau tun.“

Sophie Scholl meinte es ernst mit ihrem Glauben, er war konstitutiv für ihren Widerstands- und Freiheitskampf, sie war formal und inhaltlich Protestantin. Und sie lebte die Ökumene, als kaum jemand den Begriff kannte, denn die Widerstands-

Die „Weiße Rose“ bestand aus gläubigen Menschen mehrerer Konfessionen.

gruppe der „Weißen Rose“ bestand aus hingebungsvoll gläubigen Menschen: den katholischen Christen Willi Graf und Kurt Huber, dem russisch-orthodoxen Christen Alexander Schmorell, dem Gottsucher und zuletzt Katholiken Christoph Propst und den evangelischen Geschwistern Scholl.

Jede Kirchengemeinde, die Sophie Scholls Namen trägt oder sie auf andere Weise ehrt, kann froh über dieses Vorbild für Zivilcourage und Glaubensmut sein. ▢

9. Mai
100. Geburtstag
Sophie Scholl

»Eine vorzügliche Biographie.«
Heribert Prantl,
Süddeutsche Zeitung

»Einfühlsam, überhaupt nicht idealisierend.«
Niels Beintker,
Bayerischer Rundfunk

»Zoske ist es gelungen, eine museale Statue wieder zum Leben zu erwecken.«
Andrea Seibel,
Die Welt

448 Seiten, Hardcover, Abb.
24,- EUR | eBook 19,99 EUR

Nicht verstecken und verzwergeren

Warum kirchlicher Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit klar unterschieden werden müssen

WILLI WILD

In einem weiteren Beitrag in der *zeitzeichen*-Reihe zur evangelischen Publizistik stellt Willi Wild, Chefredakteur von *Glaube und Heimat* (Weimar), das basisnahe Redaktionsmodell seiner Kirchenzeitung in Verbindung mit den Gemeindebriefen vor und präsentiert erste Überlegungen zu einer überregionalen Organisation. Zudem warnt er vehement vor der Vermischung von kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit und kirchennahem Journalismus.

Soll das so weitergehen? Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit vollzieht sich ein schleichernder Ausverkauf des kirchlichen Journalismus. Immer wieder gibt es Bestrebungen, landeskirchliche Publizistik absenderorientiert auszurichten und mehr oder weniger zum Instrument der Öffentlichkeitsarbeit zu machen. Wo sind die Robert Geisendörfers unserer Tage, die die Unabhängigkeit der kirchlichen Publizistik von kirchenamtlichen Weisungen betonen? Die den Wert eines loyal-kritischen Gegenübers zu schätzen wissen und das auch öffentlich kundtun? Die die wichtige Brückenfunktion der Kirchengebetspresse zwischen Kirchenleitung und Gemeindebasis zu schätzen wissen?

Sind doch die Kirchenzeitungen die Klammer, die die unterschiedlichen Regionen und Strömungen einer Landeskirche zusammenbringen. Sie transportieren kirchenpolitische und theologische Themen in die Gemeinden und bieten die Foren für den nötigen Austausch. Auch wir Journalisten und die Verlage, die wir Teil des Tendenzbetriebs sind, ohne sich mit ihm gemein zu machen, sollten uns nicht länger verstecken oder verzwergeren. Wir schreiben für die mit Abstand größte organisierte zivilgesellschaftliche Gruppe, die der Kirchenmitglieder. Sport- und

Feuerwehrvereine, Gewerkschaften oder Parteien landen bei dem Ranking weit dahinter. Insgesamt hat die evangelische Kirchengebetspresse bundesweit immer noch eine Auflage von 125 000 Print-Abonnenten. Leserinnen und Leser, engagierte Kirchenmitglieder, denen journalistische Recherche, Berichterstattung aus ihrem Kirchenkreis, theologische Beiträge und die kritische Begleitung ihrer Landeskirche so wichtig und wertvoll sind, dass sie dafür bezahlen.

Gerade in der Corona-Krise wird die Bedeutung der Sonntagszeitungen besonders deutlich. Jede Woche erreichen die Rezipienten gedruckt oder im Internet Andachten, Predigten, Berichte über Ideen für das Gemeindeleben im Lockdown, Mut Machendes und Kritisches. Abgesehen von den Gemeindebriefen gibt es keine vergleichbaren kirchlichen Publikationen mit größerer Reichweite in den Gemeinden. Auf der anderen Seite spielt die Kirchenpresse in den kirchlichen Entscheidungsgremien eine untergeordnete oder gar keine Rolle. Obwohl die Kirchenzeitungen neben dem *Evangelischen Pressedienst* (epd) noch nahezu die einzigen sind, die umfassend berichten, von Synodentagungen bis hin zu Gemeindegemeinderatssitzungen.

Woran mag es liegen, dass der Kirchenpresse wenig Aufmerksamkeit zu Teil wird? Mag es daran liegen, dass die Absendererwartungen nicht ausreichend erfüllt werden und man sich im Zweifel eher auf Publikationen aus dem eigenen kirchenamtlichen Haus, aus der Pressestelle oder den Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit fokussiert? Die Kirchenpresse muss sich jede Woche dem „Markt“ stellen und um die Gunst der Leser werben. Das kann aber nur gelingen, wenn die Leser nicht den Eindruck bekommen, ein Verlautbarungsorgan in den Händen zu halten. Den Kirchenzeitungen geht es wie der säkularen

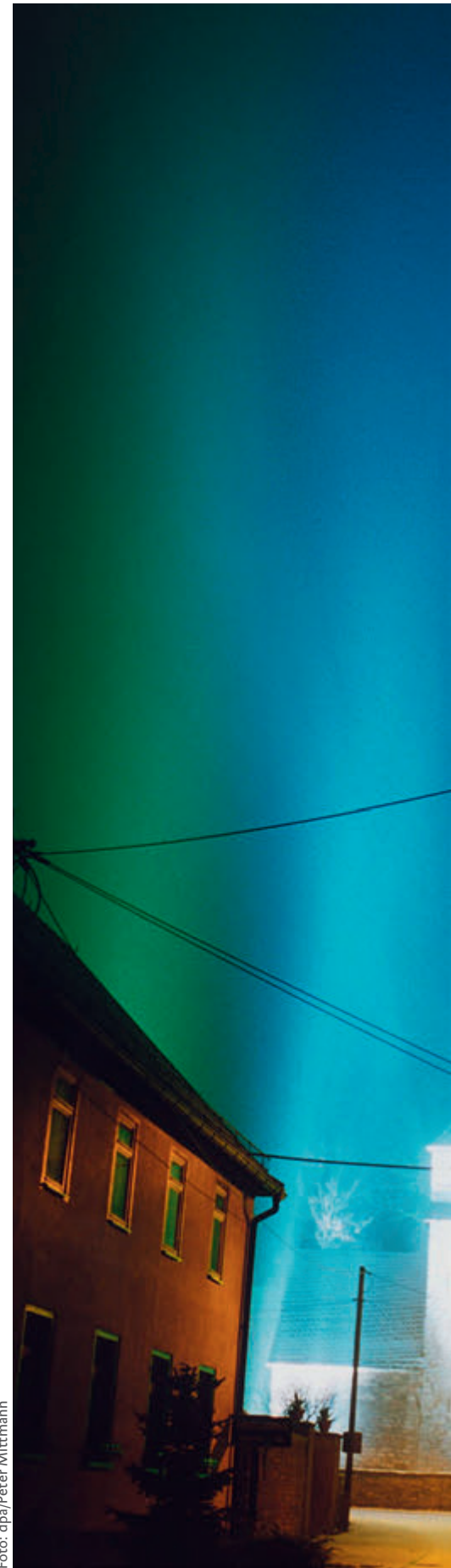
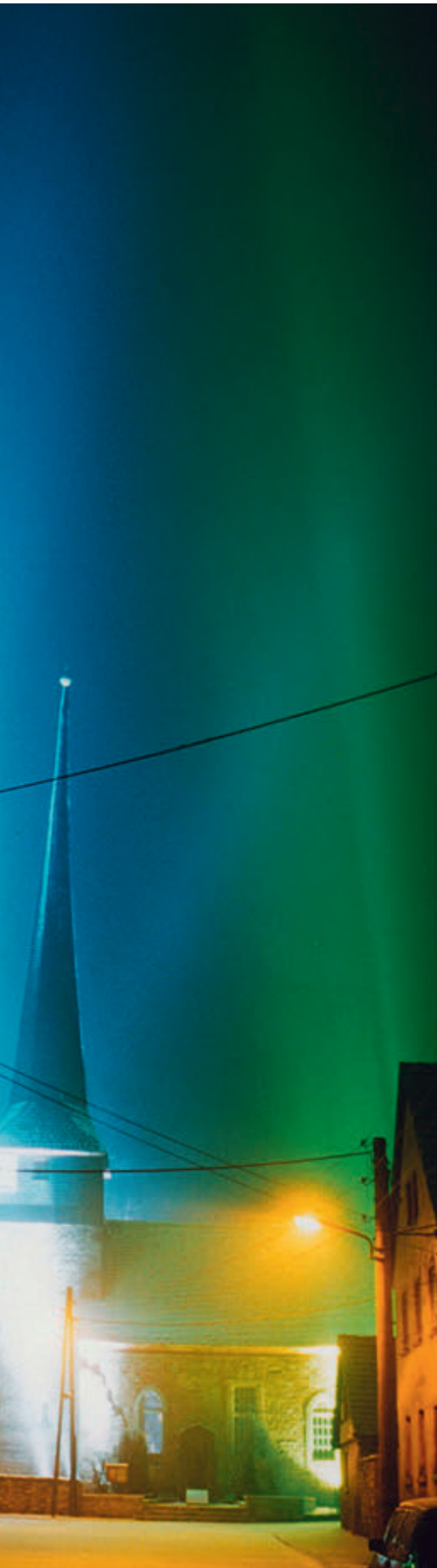


Foto: dpa/Peter Mittmann



Presse: Die Abo-Zahlen sinken. Die Abwärtskurve ist meist nicht ganz so massiv wie bei Tages- und Wochenzeitungen, da immer noch eine starke Leser-Blatt-Bindung besteht. Treue Kirchenmitglieder halten auch ihrer Kirchenzeitung die Treue. Bei meinen Begegnungen in den Gemeinden bestätigen mir die Leser diese These. Die Kirchenzeitung gehört zum Teil seit Generationen zur Familie und ist Bestandteil des familiären Glaubenslebens.

Trotz dieses Umstands könnte heute keine Kirchenzeitung ohne Anzeigen und Geschafter-Zuschüsse überleben. Längst vergangen sind die Zeiten, in denen die Verlage den beteiligten Landeskirchen satte Gewinne bescherten. Es ist allerdings mitnichten so, dass sich die Verlage heute der Zuschüsse sicher sein könnten. Deshalb werden Ideen entwickelt und neue Erlösmodelle getestet. Auch versuchen es Redaktionen und Verlage mit Kooperationen. Erfolgreich hat sich das Portal der Kirchenpresse etabliert. Die Kirchenzeitungen tauschen darin ihre Beiträge aus. Damit lässt sich der Personalnotstand in den Redaktionen zumindest teilweise kompensieren.

Kooperationen neu justiert

Seit Jahresbeginn kooperieren die *Evangelische Zeitung*, *Unsere Kirche* und die *Evangelische Sonntagszeitung*, um damit Kosten zu sparen und die journalistische Qualität zu erhalten. Ein gemeinsames Layout, gemeinsame Seiten und eine Druckerei sind ein Versuch, den Ressourcen-Einsatz zu optimieren.

Seit über zwei Jahrzehnten gibt es eine erfolgreiche Medienpartnerschaft in Mitteleuropa mit der Kooperation zwischen der sächsischen Kirchenzeitung *Der Sonntag* und *Glaube+Heimat* auf dem Gebiet der Evangelischen Kirche in Mitteleuropa und der Landeskirche Anhalts. Mit jeder Sparrunde in den Landeskirchen müssen die Kooperationen wieder neu justiert werden.

Johanna Haberer hat Recht, wenn sie sagt, dass die gesamte evangelische Me-

dienlandschaft radikal umgebaut werden müsse (siehe zz 10/2020). Die Kommunikation hat sich grundlegend geändert und mit der Corona-Krise musste bei der Digitalisierung auch bei der kirchlichen Publizistik der Turbo eingelegt werden. Haberers Vorschlag einer Medienstiftung, an der die Landeskirchen beteiligt seien und mit der ein schlagkräftiges Instrument oder, wie sie es ausdrückte, eine „Medienmarktmacht“ entstünde, erscheint folgerichtig. Unter dem Dach einer gG-

Die gesamte evangelische Medienlandschaft muss radikal umgebaut werden.

mbH, einer gemeinnützigen Gesellschaft, könnten sich auch die Verlage der Kirchenpresse versammeln. Damit würde ein Konstrukt für eine EKD-weite Kooperation geschaffen. Ziel muss es sein, wie auch bei den kleineren Kooperationen, Ressourcen zu bündeln und nach außen eine starke Stimme zu entwickeln. Vergleichbar mit dem *epd*-Basisdienst und den eigenständigen regionalen Landesdiensten könnte eine stabile Multimedia-Einrichtung entstehen, in der die Verlage und Redaktionen ihre Kompetenz und Medienerfahrung sowie ihre regionale, lokale Vernetzung einbringen.

Das könnte sogar in einer digitalen Strategie aufgehen. Zumindest habe ich diese Erfahrung bei einem Projekt der „Erprobungsräume“ der *Evangelischen Kirche in Mitteleuropa* (EKM) gemacht. Dabei geht es darum, die auflagenstärkste Publikation der evangelischen Publizistik zu professionalisieren. Gemeindebriefe haben eine Reichweite von mindestens 87 Prozent und damit eine geschätzte Gesamtauflage von 18 Millionen Exemplaren. Dieser „schlafende Riese“ hat auch im digitalen Zeitalter noch nichts an seiner Verbreitung eingebüßt!

Zu Beginn meiner Arbeit als Chefredakteur vor über fünfeinhalb Jahren wurde ich gebeten, die Möglichkeiten zu prüfen, wie die Redaktion der Kirchenzeitung die

„Lichtskulptur Gelmeroda“ von Peter Mittmann im Jahr 2000. Das farbige Licht von 28 Scheinwerfern verwandelte die Kirche in Weimar-Gelmeroda in eine weithin sichtbare und imposante Wegmarke in Richtung Weimar. Zugleich erinnert ihre strenge Struktur an die berühmten Gemälde des Bauhauskünstlers Lyonel Feininger (1871–1956).

Arbeit der meist ehrenamtlichen Gemeindebrief-Redakteure unterstützen kann. Daraus entstand das Gemeindebrief-Redaktionsportal. Die Aufgabe war, ein Instrument zu entwickeln, das webbasiert, also ortsunabhängig, funktioniert und einfach, ohne Vorkenntnisse, zu bedienen ist.

So geschah es: In unserem Portal *unser-Gemeindebrief.de* können nun über ein Print-Modul die Vorlagen für den gedruckten Gemeindebrief erstellt sowie die Inhalte per Knopfdruck in einem Online-Newspool veröffentlicht werden. Dort kann zudem ein Austausch von Beiträgen stattfinden. Außerdem haben sogenannte Gemeinde-Reporter die Möglichkeit, ihre Inhalte im Portal zu veröffentlichen. Für die Kirchenzeitungs-Redaktion, die ebenfalls in diesem Redaktionssystem arbeitet, ergeben sich praktische Synergien. Zum einen können die Gemeindebrief-Redaktionen Beiträge der Kirchenzeitung nutzen, zum anderen steht der Kirchenzeitungs-Redaktion ein weitverzweigtes Netz an „Lokal“-Redaktionen zur Verfügung. Kommunikation ist, anders als bei manch anderen Digital-Projekten, keine Einbahnstraße.

Von der Resonanz auf dieses Angebot in den Kirchengemeinden waren sowohl die Landeskirche als auch die Kirchenzeitungs-Redaktion überrascht. Nachdem die vier Pilotgemeinden erfolgreich ihren ersten Gemeindebrief im Portal mit Unterstützung der Kirchenzeitung erstellt hatten, waren interessierte Kirchengemeinden zu einem Fachtag eingeladen.

Nestbeschmutzer oder Whistleblower, das ist hier die Frage.

Nahezu einhundert Interessierte wollten es den Piloten nach der Präsentation der Ergebnisse nachtun. Mittlerweile konnten über fünfzig Gemeindebriefe aufgesetzt werden, und die Nachfrage ist nach wie vor ungebrochen.

Während digitale Projekte oftmals scheitern, weil sie von der anvisierten Zielgruppe nicht gesucht oder wahrgenommen werden, ist der Ansatz bei *unser-Gemeindebrief.de* anders. Das Projekt ist bedarfsorientiert angelegt und soll der Erleichterung der ehrenamtlichen Arbeit dienen. Dass dabei die Mitwirkenden auch noch Spaß am gemeinsamen

Entstehungsprozess haben, ist ein unerwarteter Nebeneffekt. Ein großer Erfolgsfaktor aber ist die Tatsache, dass eine bereits bestehende, reale Community – die Kirchengemeinde mit all ihren Facetten – virtuell abgebildet wird.

Zudem begegnen sich die Gemeinden und Gemeindeglieder auf der Plattform und tauschen sich aus. Dass dazu auch noch eine Social-Media-Anbindung gehört, ist klar und trägt dem heutigen Nutzerverhalten Rechnung. Interessant ist zu beobachten, dass die Kirchenzeitung anders wahrgenommen wird, seitdem es das Portal gibt. Ein allmählicher Imagewandel ist auszumachen und zwar vom klassischen Traditionstitel hin zu einem modernen Medium mit diversen Auspielwegen und einem direkten Draht zu den und direktem Nutzen für die Ortsgemeinden.

Streitbar und subjektiv

Aber von der technischen Umsetzung dieses Modells digitaler Kommunikation noch einmal zurück zur Bedeutung der Kirchenpresse als Diskursplattform: „95 Prozent der Kirchensteuerzahler finanzieren das Hobby von wenigen, die die Kräfte der Hauptamtlichen absorbieren.“ Diesen Satz formulierte ein Superintendent zum Reformationstag in unserer Kirchenzeitung in einem Artikel zum aktuellen Zustand der Kirche: ehrlich, Streitbar, subjektiv. Weiter schrieb er: „Miese Taufzahlen zeigen, dass die biologische Bestandserhaltung ans Ende kommt. Das Beamtensystem häuft auf der anderen Seite Zahlungsverpflichtungen in Form von Pensionszusagen an, die die wenigen jungen Christen überfordern. Das System, das uns jetzt am Leben hält, wirkt als schleichend süßes Gift.“

Nestbeschmutzer oder Whistleblower, das ist hier die Frage. Für seinen Beitrag musste der promovierte Theologe scharfe Kritik aus den Reihen der Kirchenleitung einstecken. Viel Zustimmung kam von der Gemeindebasis. Ich schätze, beide Reaktionen waren einkalkuliert.

Dieses Beispiel zeigt, was Protestantismus seit fünfhundert Jahren ausmacht: die Lust am Disputieren. Aber was ist diese Kunst ohne ein Podium? Ich verrate kein Geheimnis, die meisten Leser unserer Wochenzeitung beginnen mit der Lektüre auf Seite 11, dem Leserforum. Darin unterscheidet sich im Übrigen die Kirchenleitung nicht von der Gemeindebasis.

Möglicherweise aber in Intension und Reaktion. Auf dieser analogen Plattform treffen sich, ganz altmodisch, Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Standes, Alters und Geschlechts. Sie tauschen Argumente aus, kritisieren Beiträge, reagieren auf Lesermeinungen, finden Mut machende Worte oder bringen konstruktive Vorschläge ein. Die Leserpost ist ein Schatz.

Mit unserer journalistischen Arbeit versuchen wir, den Diskurs zu beleben. Das Leserforum ist ein Abbild der kirchlichen Gemeinschaft und könnte als Inspiration und Quelle für kirchliches Handeln von Nutzen sein. Das Forum zeigt stark fokussiert eine wichtige Rolle der Kirchenpresse: Menschen zusammenbringen, Diskussionen anstoßen, Missstände aufzeigen, Lösungsansätze präsentieren und kirchliche Vielfalt aufzeigen. Im Neuen Testament lesen wir sehr detailliert vom Leben der ersten Gemeinden. Die Paulusbriefe oder die Apostelgeschichte sind voll davon. Kein Bereich wird ausgeklammert: Der Umgang miteinander, die Bewältigung von Konflikten, Gemeindebau, Evangelium, Finanzen, Diakonie. Das gesamte Spektrum kirchlichen Lebens wird dort aufgefächert. Im Prinzip schreibt heute die Kirchengebetspresse diese Teile des Neuen Testaments wöchentlich fort, denn genau das sind die Inhalte, wegen derer man uns abonniert. Unabhängiger Journalismus ist eben etwas ganz anderes als ein Hochglanzmagazin einer PR-Agentur. Zunächst geht es hier nämlich um Zuhören und Aufschreiben, Berichterstattung im klassischen Sinne.

Der Greifswalder Theologe und Medienwissenschaftler Roland Rosenstock (*siehe auch zz 2/2021*) schrieb bereits 2012 in seinen Überlegungen *Zur Neuordnung der Evangelischen Publizistik in Norddeutschland*: „Der Öffentlichkeitsauftrag der Evangelischen Kirche kann nur dann umgesetzt werden, wenn die kirchliche Medienarbeit in einer gebundenen und in einer ungebundenen Weise realisiert wird.“ Die Aufgabe der evangelischen Publizistik sei es, den Entscheidungsgremien „die Hintergründe für ihr urteilsbildendes Handeln aufzuarbeiten.“ Allein aus diesem Grund werde weiterhin eine starke landeskirchliche Publizistik benötigt, „die publizistische Räume öffnet und ihren Auftrag erfüllt“.

Bleibt nur zu hoffen, dass diese Erkenntnis in allen Entscheidungsgremien Raum greift, bevor es zu spät ist. ◀

Kaninchen hervorgezaubert

Eine Replik auf „Fetisch Gegendiskriminierung“ in zz 3/2021

INGOLF U. DALFERTH

Der Journalist und Theologe Arnd Henze kritisierte in einem öffentlichen Brief in der Märzausgabe der *zeitzeichen* den Systematischen Theologen und Religionsphilosophen Ingolf U. Dalferth scharf. Dalferth weist die Kritik nun entschieden zurück.

Ich war von *zeitzeichen* gebeten worden, von meinen Erfahrungen mit gegenwärtigen ideologischen Gefährdungen der Geisteswissenschaften in den USA zu berichten. Arnd Henze hätte gern anderes gelesen. Er wünscht sich eine bessere Welt. Ich auch. Aber die Welt ist nun einmal, wie sie ist, und nicht, wie wir sie gerne hätten. Sich darüber zu ärgern, ist sein gutes Recht. Aber warum er seinen Ärger an mir auslässt, bleibt sein Geheimnis. Und wie er es tut, spricht für sich.

Nicht in meinem Text, sondern zwischen den Zeilen, in seinen Hinzufügungen und abenteuerlichen Unterstellungen, findet er das, worüber er sich erregt. Von Anfang bis Ende wird vermutet, nahegelegt, hineingelesen, im Modus des *würde, könnte und müsste* spekuliert. Anstatt sich mit dem zu befassen, was ich gesagt habe, nimmt er meine Person ins Visier und basiert seine Anwürfe auf freie Assoziationen im weiten Feld dessen, was ich nicht gesagt habe. Aus dem Hut des Nicht-Gesagten aber lässt sich jedes Kaninchen hervorzaubern. Wer so „argumentiert“, will nicht diskutieren, sondern diffamieren. Wer nicht wusste, warum es das Netzwerk Wissenschaftsfreiheit gibt, weiß es jetzt.

Dabei wäre eine Sachdiskussion überfällig. Die wird es nicht geben ohne einen realistischen Blick auf Diversität, Diskriminierung und die realen Konflikte zwischen den ethnischen Gruppen. Der Kampf um Teilhabe ist bei knappen Ressourcen immer auch ein Kampf gegen andere, die darum kämpfen. Das ist einer der selbstzerstörerischen Mechanismen identitätspolitischer Machtkämpfe, die auf den Kampf aller gegen alle hinauslaufen,

wenn die Vernunft nicht rechtzeitig wieder einsetzt.

Für eine Sachdiskussion muss man sich allerdings kundig machen. Ich kann nicht erkennen, dass der Autor sich diese Mühe gemacht hätte. Die Unterstellung, ich hätte „die konkreten Erfahrungen der anderen als ideologisches ‚Geschäftsmodell‘“ diffamiert, ist so unsinnig wie diese Formulierung. Ein *Institute for Religious Studies* gibt es nicht in Claremont. Und die 14 Millionen Dollar, über die er sich ausbreitet, sind kein akademischer Erfolgsausweis und keine selbstlos für die indigene Bevölkerung eingesetzten Gelder zur Wiedergutmachung für die *White Supremacy*, sondern der Preis, den die *San Manuel Band of Mission Indians* für einen Kooperationsdeal mit der *Claremont Graduate University* zahlten. Wohlgedenkt: Sie haben gezahlt, nicht die Universität für sie. Es geht um Geld, nicht um Gerechtigkeit. Wer zahlen kann, bekommt den Zuschlag. Wer nichts gibt,

Die Realität der Diversität ist keine Idylle, sondern ein Kampf.

erhält auch nichts. In diesem Geschäftsmodell liegt ein Konfliktpotential, das der Autor überhaupt nicht bemerkt. Die einen können sich in die Universität einkaufen, die anderen nicht. Die Realität der Diversität ist keine Idylle, sondern ein Kampf zwischen denen, die haben, und denen, die nicht haben. Da hilft es nichts, viel Staub aufzuwirbeln und dann zu erklären, man könne keine Probleme sehen.

Meine Kritik gilt nicht dem Einsatz für Diversität, sondern dessen Missbrauch für andere Zwecke, nicht dem Ernstnehmen der gesellschaftlichen Realität, sondern der Verharmlosung der damit verbundenen Probleme, nicht dem Ideal, sondern seiner Verkehrung zur Ideologie. Die rote Linie wird überschritten, wenn ethnische Kriterien ausgrenzend verwendet werden, wenn Universitätsleitungen bei

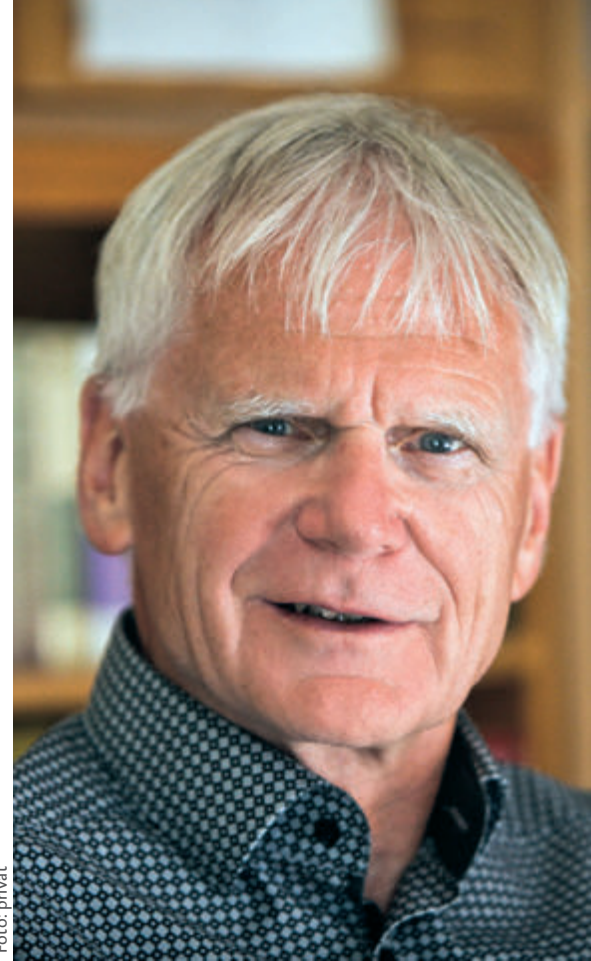


Foto: privat

Ingolf U. Dalferth; „Nicht die Rassisten zu nennen, die so agieren, sondern die, die es kritisieren, ist absurd.“

Berufungsverfahren anordnen, dass keine weißen Männer und Frauen und keine asiatischen Männer berücksichtigt werden dürfen, wenn sie sich Regelwerke geben, die das als positive Diskriminierung zur Diversitätssteigerung legitimieren, wenn afroamerikanischen Doktoranden bedeutet wird, sie sollten nicht über europäische Philosophen publizieren, weil sie dann keine Chance mehr hätten, eine Professur zu erhalten. Nicht die Rassisten zu nennen, die so agieren, sondern die, die es kritisieren, ist absurd. Nach dieser Logik müssten die ins Gefängnis, die über Verbrechen berichten, und es gäbe keine Probleme, wenn man nicht über sie schiebe.

Man kann die Augen vor der Realität positiver Gegendiskriminierung verschließen. Aber ein Blick in die Regelwerke der Universitäten, die Praxis ihrer Verwaltungen und die konkreten Vorgänge in der akademischen Ausbildung macht deutlich, was da kaum beachtet von der Öffentlichkeit auf breiter Front passiert. Das ist zu kritisieren, nicht diejenigen, die das für kritikwürdig halten. ◀

Den Artikel von Arnd Henze, auf den sich der Autor bezieht, lesen Sie hier: zeitzeichen.net/node/8851.

Fatales „Wir-gegen-die“-Denken

Eine Replik auf Johann Hinrich Claussens Artikel „Religion von neurechts“ in zz 3/2021

BENJAMIN HASSELHORN

Der EKD-Kulturbeauftragte Johann Hinrich Claussen schrieb in einem Beitrag in der Märzausgabe der *zeitzeichen*, der Würzburger Historiker und Theologe Benjamin Hasselhorn gehöre als „Schüler und Weggefährte“ des Historikers Karlheinz Weißmann zu den „Neuen Rechten“. Hasselhorn weist dies zurück.

Den Anschuldigungen, die Johann Hinrich Claussen in der Märzausgabe der *zeitzeichen* gegen mich erhoben hat, widerspreche ich entschieden.

Im Januar 2020 habe ich auf Einladung der CDU-Fraktion im Kulturausschuss des Bundestages als historischer Sachverständiger in der Frage der Hohenzollernentschädigung ausgesagt. Zu meinem Erstaunen erschien anschließend in der *Süddeutschen Zeitung* ein Artikel eines Stipendiaten der Rosa-Luxemburg-Stiftung über mich. Erstaunt war ich, weil es in dem Artikel nicht etwa um meine inhaltlichen Positionen ging, sondern mir wurde im Stile einer Verschwörungstheorie und mit Hilfe von Kontaktschuld-Argumenten eine Nähe zur „Neuen Rechten“ unterstellt. Noch erstaunlicher aber ist, dass ein evangelischer Theologe mit dem Amt des EKD-Kulturbeauftragten wie Claussen sich diese falsche Unterstellung offensichtlich ungeprüft zu eigen macht. Claussen, der bereits öffentlich mit mir über Kirchenpolitik diskutiert hat, könnte es eigentlich besser wissen. Einiges in seinem Text bedarf aus meiner Sicht der Klarstellung:

Grenzen verwischt

Auch bei mir ist die Sorge groß, dass aufgrund des Erstarkens von Populismus und der verschärften gesellschaftspolitischen Polarisierung in Deutschland wie in anderen Ländern der „westlichen“ Welt Radikale wieder politisch Fuß fassen könnten. Gerade diejenigen, die verständlicherweise eine klare Abgrenzung Konservativer vom Rechtsradikalismus



Benjamin Hasselhorn: „Niemand kann kontrollieren, von wem er zitiert wird.“

fordern, sollten es aber vermeiden, konservative Personen und Positionen als „neurechts“ zu verunglimpfen. Denn so verwischen sie ihrerseits die Grenzen. Leider ist genau dieses Vorgehen in öffentlichen Auseinandersetzungen von gefährlicher Verführungskraft: Man muss sich mit den Argumenten eines anderen nicht mehr auseinandersetzen, wenn es gelingt, ihn als „rechts“ zu denunzieren, und hat das Gefühl, die Auseinandersetzung gewonnen zu haben. Doch das Gefühl täuscht: In Wirklichkeit hat gar keine Auseinandersetzung stattgefunden, sondern die gemeinsame Suche nach der Wahrheit wurde durch ein reines Machtspiel ersetzt – und das auch noch mit gutem Gewissen, weil man sich sowieso schon im Besitz der Wahrheit glaubt.

Claussen behauptet, ich sei „Schüler“ und „Weggefährte“ Karlheinz Weiß-

manns. Damit legt er mir die politischen Positionen eines Lehrers zu Last, der mich vor 17 Jahren in der Schule unterrichtet hat. Nur um keinen Zweifel über diesen absurden Vorwurf zuzulassen: Meine politischen Positionen haben nichts mit dem zu tun, was Claussen insinuiert.

Ausgrenzung von konservativen Positionen ist antidemokratisch und kontraproduktiv.

Sie sind geprägt durch den klassischen Liberalismus, wobei ich auch von konservativen Autoren wie Edmund Burke oder Roger Scruton viel gelernt habe. Ich habe diese Positionen in kritischer Auseinandersetzung mit den Ideen liberaler, sozialdemokratischer, konservativer und

natürlich auch linker und rechter Autoren entwickelt, und selbstverständlich ändere ich meine Auffassungen, wenn neue Informationen und plausible Argumente dafür sprechen. Ausgrenzung von konservativen Positionen aus dem öffentlichen Diskurs, davon bin ich überzeugt, ist erstens antipluralistisch und antidemokratisch und zweitens kontraproduktiv für das Funktionieren freier Gesellschaften. Ich bin der liberalen und pluralen Verfasstheit unserer „westlichen“ Welt verpflichtet und stelle mich gegen jeden Versuch, sie aus einer „neurechten“, einer „identitären“ oder einer „völkischen“ Perspektive zu untergraben. Dasselbe gilt auch für alle anderen Versuche, die demokratische und freiheitliche Ordnung zu zerstören. Ihre Verteidigung gehört zu den wichtigsten politischen Aufgaben der Gegenwart. Diese Aufgabe ist aber nur zu bewältigen, wenn die Grundregeln einer fairen und sachbezogenen Auseinandersetzung eingehalten werden und keiner „Wir-gegen-die“-Mentalität das Wort geredet wird.

Tendenz zur Politisierung

Claussen behauptet, ich hätte „eine scharf entwertende Kritik des demokratischen Protestantismus veröffentlicht“. Ich lade jeden ein, meine kirchenpolitischen und theologischen Publikationen – übrigens auch in *zeitzeichen* – selbst zu lesen und sich zu vergewissern, dass Claussens Behauptung nicht zutrifft. Claussen bezieht sich mit seiner Invektive vor allem auf mein in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig erschienenen Buch *Das Ende des Luthertums?*. Ich erörtere darin, warum ich gerne evangelischer Christ bin, was evangelisch sein für mich bedeutet und was an der aktuellen Situation in Theologie und Kirche kritikwürdig ist. Im Wesentlichen sind das drei Dinge: eine Tendenz zur Politisierung von Glaubensfragen; eine Tendenz, die frohe, aber auch ernste Botschaft des Evangeliums auf banale Botschaften zu reduzieren; und eine Tendenz, sich in eine lebensfremde theologische Sprache zu flüchten und damit an den existentiellen Fragen von heute vorbeizureden. Das soll „entwertend“ sein? Das soll sich gegen die Demokratie richten?

Zwei Sätze aus *Das Ende des Luthertums?*, die sich gegen die Politisierung von Glaubensfragen richten, wurden in einem

Positionspapier eines AfD-Verbandes ungefragt zitiert, weshalb Claussen mich einen „wichtigen Stichwortgeber“ der AfD nennt. Das ist so absurd wie infam. Niemand kann kontrollieren, von wem er zitiert wird. Jeder, der mein Buch gelesen hat, weiß, dass ich die Politisierung von

Eine Art von Feindestheologie kann nichts Gutes bewirken.

Glaubensfragen grundsätzlich kritisiere, ganz egal, ob das von links oder von rechts geschieht. Kritisiert wurde die Politisierung von Glaubensfragen übrigens lange vor mir, unter anderem von Wolfgang Schäuble und Volker Beck. Einer jüngst durchgeführten repräsentativen Umfrage zufolge teilen 48 Prozent der Deutschen diese Kritik. Sind das für Claussen auch alles Stichwortgeber der AfD?

Nach dem Erscheinen der AfD-Kirchenbroschüre hat Claussen laut *Deutschlandfunk* gesagt, er fände es schade, „wenn Kritik an der Evangelischen Kirche in Deutschland künftig verhaltener ausfallen würde – aus Angst, in die AfD-Ecke gestellt zu werden.“ Gilt das nur für seine Kirchenkritik, nicht aber für die Kritik derjenigen, die er für „Feinde“ hält?

Ich schreibe „Feinde“, weil Claussen 2017 in einem Beitrag für diese Zeitschrift für einen neuen politischen und theologischen Begriff von „Feindschaft“ plädiert hat. Über den „Feind“ schreibt er: „Er darf keinen noch so kleinen Anteil an der Macht erhalten, sein Sieg ist unter allen Umständen zu verhindern, Kompromisse sind mit ihm nicht erlaubt. Es darf kein Appeasement geben. Man darf nicht vor dem Feind zurückweichen. Man muss ihm widerstehen.“ Wie der

Widerstand konkret aussehen soll, schreibt Claussen auch: Er fordert eine „Mischung aus Diplomatie und Gegengewalt“.

Diese Feindestheologie bewirkt nichts Gutes. Sie verstärkt das fatale „Wir-gegen-die“-Denken, das unsere Gesellschaft spaltet. Und sie bringt Claussen dazu, die Ebene einer sachlichen Diskussion zu verlassen und stattdessen mit Unterstellungen, Kontaktschuldkonstruktionen und persönlichen Diffamierungen zu arbeiten. Solchen Methoden Raum zu geben, erweist unserer demokratischen Streitkultur keinen guten Dienst. ◀

Den Artikel von Johann Hinrich Claussen, auf den sich der Autor bezieht, lesen Sie hier: zeitzeichen.net/node/8850.



Zum nächstmöglichen Termin ist an der Evangelischen Akademie Loccum die Stelle als

Akademiedirektor*in (m/w/d)

wiederzubesetzen. Die Stelle kann im Beamten- oder im Angestelltenverhältnis besetzt werden.

Die Evangelische Akademie ist eine Einrichtung der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers. Im Rahmen von interdisziplinären Tagungen und Seminaren werden Lösungen für Fragen der Gesellschaftspolitik, internationalen Beziehungen, Nachhaltigkeit, Kultur und Ethik, Kirche und Religion erarbeitet. Eine hohe Diskursqualität und Fachlichkeit prägen das Profil. Spezifische Angebote richten sich an Jugendliche und Kinder.

Der oder die Akademiedirektor*in hat die Gesamtleitung der Akademie inne und arbeitet dabei eng mit der interdisziplinär besetzten Studienleitung und dem Konvent zusammen. Zu den Aufgaben gehört die Vertretung der Akademie in der Kirche und gegenüber der Öffentlichkeit in Politik und Gesellschaft. Der oder die Direktor*in ist zusammen mit der Studienleitung und dem Konvent für die inhaltliche Gestaltung des Programms sowie für das Gesamtprofil der Akademie verantwortlich. Er bzw. sie führt eigene Tagungen durch. Die strategische Weiterentwicklung der Akademiearbeit auch mit digitalen Medien ist eine wichtige Herausforderung.

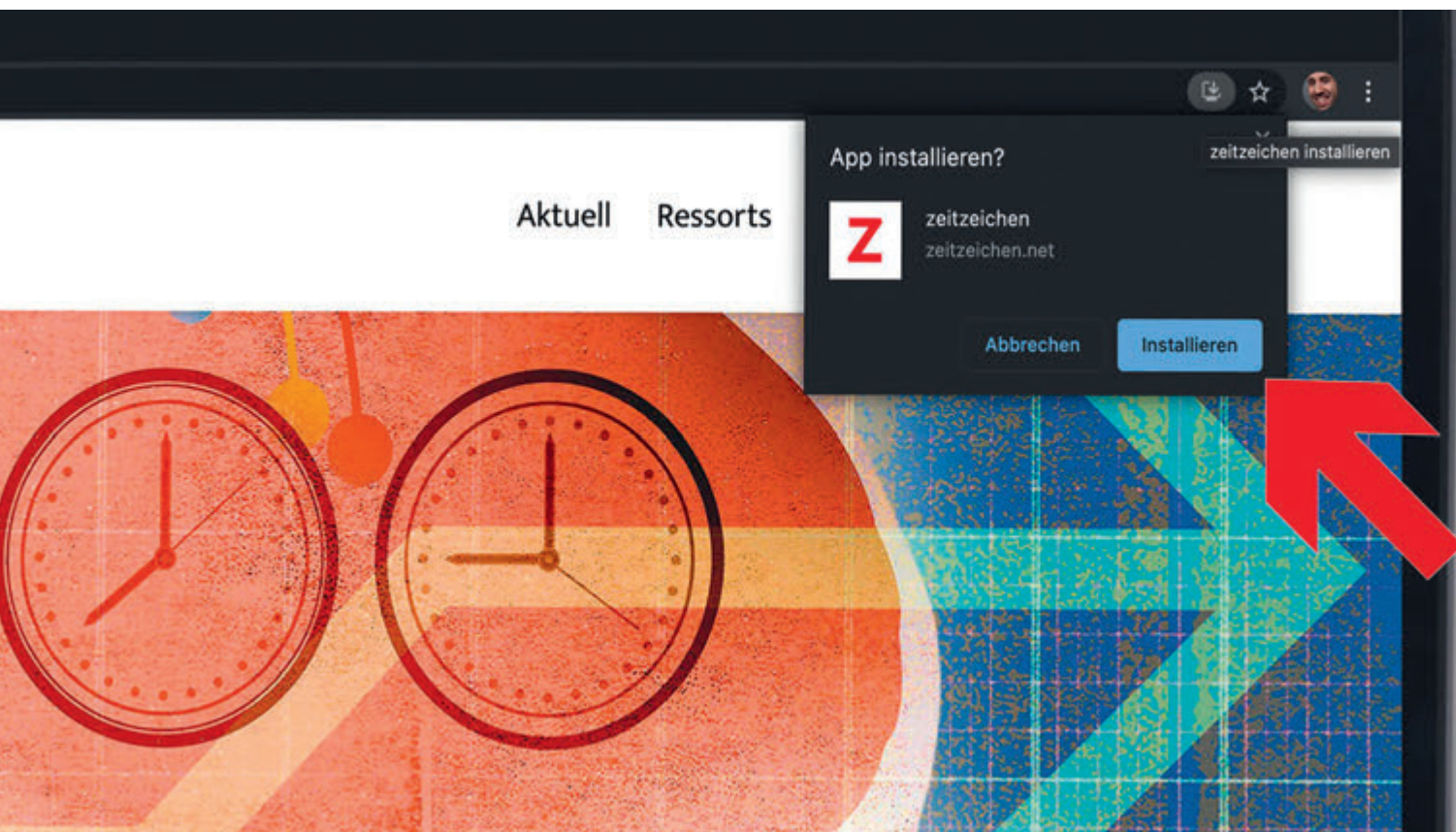
Gesucht wird eine gestaltungsstarke, leitungs- und teamerfahrene Persönlichkeit mit ausgewiesener Expertise in der Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen aus Politik, Kirche und Gesellschaft. Langjährige Erfahrungen an der Schnittstelle zu Politik und Zivilgesellschaft und mit interdisziplinärer Zusammenarbeit sind unabdingbar. Gewünscht sind Bewerbungen aus den Bereichen Theologie, Philosophie und Geschichte, Kultur- bzw. Gesellschaftswissenschaften. Auf ein eigenes wissenschaftliches Profil wird Wert gelegt. Die Tätigkeit als Direktor*in der Akademie ist mit erheblicher Entscheidungsverantwortung und Außenwirkung für die gesamte Kirche verbunden. Daher setzen wir grundsätzlich die Mitgliedschaft in einer Gliedkirche der EKD für die Mitarbeit voraus. Englische Sprachkenntnisse sind erforderlich, weitere Fremdsprachenkenntnisse erwünscht.

Die Beschäftigung im Beamtenverhältnis ist auf sechs Jahre mit einer Möglichkeit der Verlängerung vorgesehen. Die Besoldung erfolgt nach Bes.-Gr. A 16 bzw. entsprechend TV-L. Die weitgehende Anwesenheit zu den üblichen Dienstzeiten am Dienstort Loccum wird erwartet.

Für weitere Informationen stehen die Vorsitzende des Konventes, Dr. Thela Wernstedt (Tel. 0511 3030-3067), und der Theologische Vizepräsident des Landeskirchenamtes, Dr. Ralph Charbonnier (Tel. 0511 1241-324), zur Verfügung.

Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 30.04.2021 per E-Mail an:

Landeskirchenamt der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers z.H. von VP Dr. Ralph Charbonnier
Ralph.Charbonnier@evlka.de



Schneller mobil lesen

Die „gefühlte App“ erleichtert den Zugriff auf *zeitzeichen* und die *zeitzeichen*-Website

STEPHAN KOSCH

Seit der Überarbeitung unserer Website im Sommer 2019 freuen wir uns über stetig wachsendes Interesse an unserem redaktionellen Angebot im Internet. Nun haben wir unsere Website technisch ergänzt und bieten sie als „Progressive Web App“ (PWA) an.

Das ist eine mobile Website, die sich beim Gebrauch wie eine App anfühlt und mehr kann, als unsere bisherige App im Apple- und im Google-Play-Store.

Unser Angebot dort wird übrigens nicht mehr aktualisiert, denn die neue App kann einfach über unsere Website geladen werden.

Bislang konnten Sie als Abonnent unsere App in den App-Stores dazu nutzen, ein Pdf der jeweiligen *zeitzeichen*-Ausgabe auf ihr Endgerät zu laden. Dies ist auch weiterhin wie schon bisher über unsere Website möglich. Unsere bislang genutzte App berücksichtigte aber nicht die vielen aktuellen Texte, die unter der Rubrik „z(w)eitzeichen“ unabhängig von der jeweiligen Printausgabe auf unserer Website erschienen und mit der Neugestaltung unserer Website vor knapp zwei Jahren an Bedeutung gewonnen haben, und das Archiv. Die neue PWA löst dieses Problem nun und macht uns unabhängig von den App-Stores. Sie ermöglicht ein schnelleres

Laden der Website samt Archiv, da sie beim ersten Besuch im Cache des Browsers, einer Art Zwischenspeicher, abgelegt wird. Zudem erzeugt sie einen Button auf dem Bildschirm des Endgerätes und kann durch einen Klick darauf sofort und jederzeit gestartet werden.

Wie wird die PWA installiert?

Die PWA wird leider noch nicht von allen Internet-Browsern und Geräten unterstützt, kann aber grundsätzlich wie folgt auf Smartphones, Tablets und Desktops/Notebooks installiert werden: Öffnen Sie dazu den Standard-Browser

Installation der neuen App auf einem Android-Smartphone.

des Systems, geben Sie <https://zeitzeichen.net> in die Adresszeile des Browsers ein.

Android-Geräte (Smartphone & Tablet): In der Hauptnavigation der Webseite klicken Sie einfach auf den Hinweis „zeitzeichen.net als App installieren“ und schon wird das *Zeitzeichen*-Icon auf dem Startbildschirm Ihres Android-Geräts gespeichert.

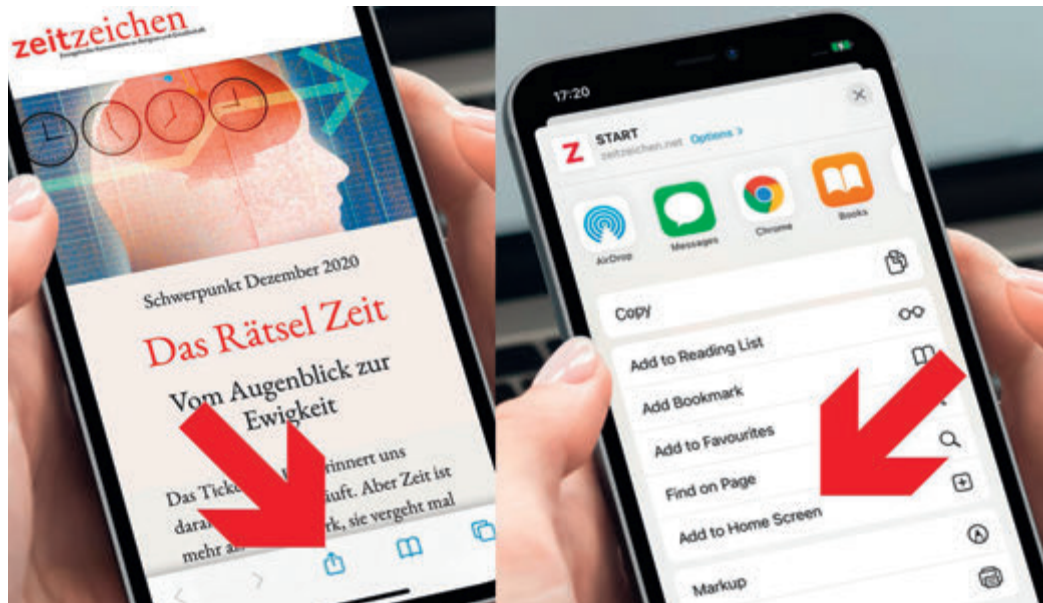
iOS-Geräte (Smartphone & Tablet): Klicken Sie im Browser Safari (Standard-Browser) in der Navigationsleiste (unten) auf das „Teilen“-Icon und wählen Sie dort die Option „Zum Home-Bildschirm“ aus. Das *zeitzeichen*-Icon ist nun auf dem Startbildschirm Ihres iOS-Geräts zu finden.

Windows (PC): Bei den Browsern Google Chrome, Microsoft Edge oder Brave finden Sie an der rechten Seite der Adressleiste ein Plus- oder Download-Symbol. Klicken Sie darauf und bestätigen Sie in dem nun erscheinenden Dialogfeld, dass die Website als App installiert

Zusätzliche Funktionen wie Push-Nachrichten oder Offline-Modus kommen bald.

werden soll. Die *zeitzeichen*-Website wird als App geöffnet. Sie finden Sie zudem als Icon auf dem Desktop.

macOS (Apple): Unter macOS müssen Sie aktuell Google Chrome (Sie finden an der rechten Seite der Adressleiste ein Plus- oder Download-Symbol) oder den Microsoft Edge Browser (rechts bei den Einstellungen – Icon mit den



Installation der neuen App auf einem iPhone.

drei Punkten – unter dem Punkt Apps) verwenden. Klicken Sie darauf und bestätigen Sie in dem nun erscheinenden Dialogfeld, dass die Website als App installiert werden soll. Sie finden die App im Launchpad auch in der Liste der zuletzt installierten Apps. Klicken Sie das Symbol an, um die App zu starten. Im Dock können Sie dann mit der rechten Maustaste darauf klicken, dann auf Optionen „Im Dock behalten“ anklicken, um sie immer zur Verfügung zu haben.

Was tun bei Problemen?

Tipp: Installieren Sie die aktuellste Version Ihres Browsers, da PWAs noch nicht von allen älteren Browsern unterstützt

werden. Mit Google Chrome können sie auf Android, Windows, macOS die „Add-to-Homescreen“-Funktion nutzen. Für iOS können sie Safari (Standard-Browser) verwenden. Noch nicht unterstützt wird die „Add-to-Homescreen“-Funktion derzeit von Linux-Geräten und den „Fire“-Tablets von Amazon Kindle. Zusätzliche Funktionen wie Offline-Modus und Push-Nachrichten, die Sie zwei- bis dreimal pro Woche über neue Texte auf *zeitzeichen.net* informieren, werden derzeit von uns entwickelt und in Kürze umgesetzt. Wir halten Sie auf dem Laufenden. Da wir die PWA in erster Linie für Sie entwickelt haben, freuen wir uns natürlich auch über Ihr Feedback per Mail unter redaktion@zeitzeichen.net.



Das große Streiten

Streit gehört zum Leben. Nicht nur bei Tieren wie diesen beiden Hirschkäfermännchen (*Lucanus cervus*), sondern natürlich auch bei uns Menschen. Aber wie streiten wir richtig? Viele haben momentan das Gefühl, dass besonders der öffentliche Streit in unserer Gesellschaft sehr unproduktiv ist und Debatten häufig entgleisen. Was könnte helfen?



ARMIN NASSEHI

Schwerer Weg

In vielen Konflikten ist es nicht leicht, den Gegenstand des Streits zu finden.

Seite 22

ANGELA STANDHARTINGER

Jesu Streiten

Die Streitgespräche Jesu erfüllen im Neuen Testament eine besondere Funktion.

Seite 25

HEINZ SCHILLING

Worms 1521

Vor Kaiser und Reich musste Luther nicht streiten, sondern zunächst nur widerstehen.

Seite 28



Foto: dpa/blickwinkel/Agami/T. Douma

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Elf Streitgebote

Auch im digitalen Raum sollte sich der Streit an Regeln der Achtsamkeit halten.

Seite 31

INTERVIEW

Zu nah dran

Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen analysiert unsere große Gereiztheit.

Seite 34

Fruchtbares Streiten

Wenn Konflikte weiterbringen sollen,
braucht es Gemeinsamkeiten

ARMIN NASSEHI

Unsere Gesellschaft tut sich mit dem Streiten schwer. Das liegt auch daran, dass sich die Kontrahenten immer öfter nicht auf den Gegenstand ihres Streits einigen können. Außerdem geraten die westlichen Demokratien durch andere Gesellschaftskonzepte unter Druck, die totale Harmonie statt lebhaften Streit propagieren, wie der Münchner Soziologieprofessor und Buchautor Armin Nassehi zeigt.

Eine der schönsten Parabeln auf den Streit stammt von dem während der Corona-Pandemie bekannt gewordenen Berliner Virologen Christian Drosten. Die *BILD-Zeitung*, nicht bekannt als ein wissenschaftlich ausgewiesenes Journal, hat den Virologen und Berater der Bundesregierung wiederholt angegriffen, und zwar direkt zielend auf seine wissenschaftliche Expertise.

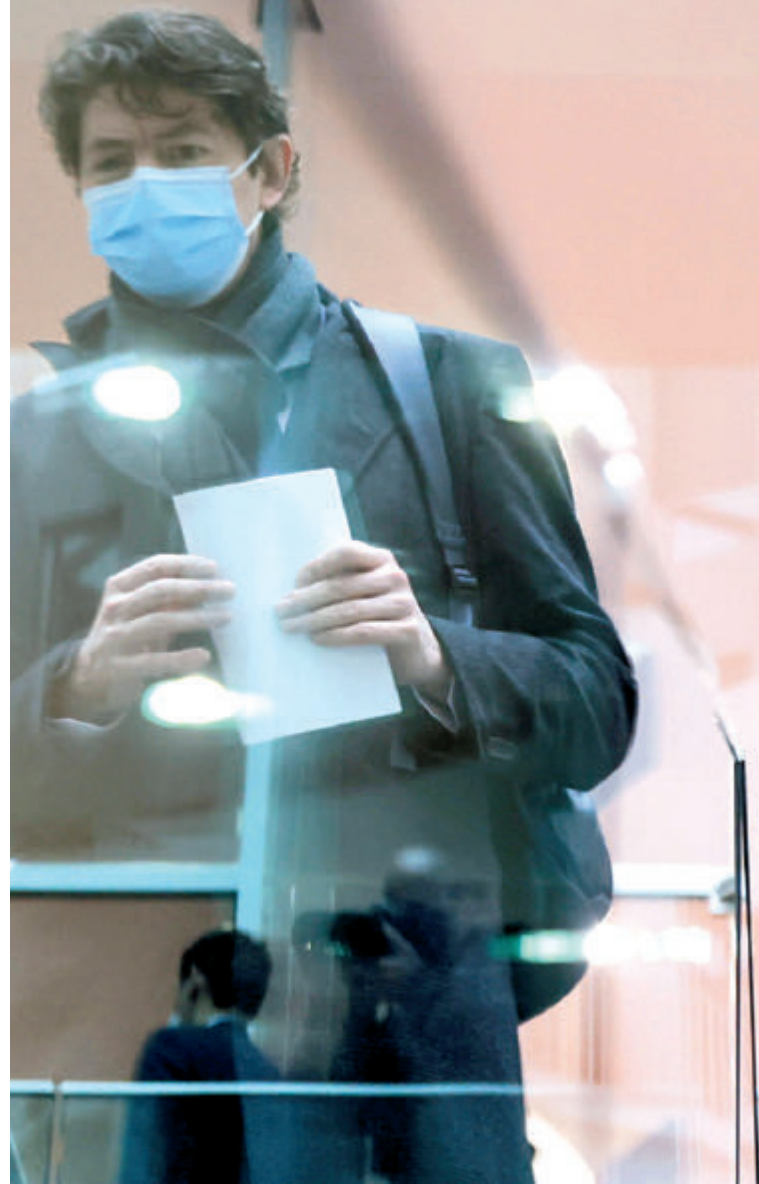
In einem Spiegel-Interview danach befragt, ob er sich von der *BILD-Zeitung* als Wissenschaftler diskreditiert fühle, sagte der Virologe: „Kann schon sein, dass Leute, die ausschließlich die *BILD-Zeitung* lesen, denken: Der Drosten ist ein schlechter Wissenschaftler. Dass ich keine Ahnung habe, dass ich das Schicksal der Republik in eine falsche Richtung lenke – und was nicht alles an Legenden produziert wird. Aber um mich als Wissenschaftler zu diskreditieren, müssten ja andere Wissenschaftler glauben, dass das stimmt, was in der *BILD-Zeitung* steht.“

Anders formuliert: Mit anderen Wissenschaftlern hätte er über seine Empfehlungen streiten können, mit der *BILD-Zeitung* dagegen nicht, denn diese sei gar nicht an Drostens Wissenschaft interessiert, sondern verfolge andere Ziele.

Nun soll es hier nicht um die richtige Corona-Strategie gehen, auch nicht um die Diskreditierung der *BILD-Zeitung* – das besorgt diese schon von selbst. Es geht vielmehr darum, dass in der lapidaren Aussage deutlich wird, dass ein Streit

*Man kann über eine Fachfrage nur streiten,
wenn man wirklich an ihr interessiert ist.*

nur dann geführt werden kann, wenn sich die streitenden Parteien auf ein Gemeinsames einlassen. Man kann über die Interpretation virologischer Daten oder Untersuchungen nur streiten, wenn man zum einen gleichermaßen an der Frage interessiert ist, zum anderen auch genug Kenntnisse und



Fertigkeiten besitzt, einem Argument mit Gegenargumenten begegnen zu können. Deshalb pocht Drosten darauf, dass er Streit über seine Ergebnisse nur akzeptiert, wenn sie auf Augenhöhe vorgetragen wird.

Streit – da denken wir zunächst an Trennendes. Streiten kann man tatsächlich nur über divergierende Ansichten, über einen Dissens, über unterschiedliche Perspektiven. Streit ist gewissermaßen der Versuch, den eigenen Stand der Dinge mit einem anderen zu messen, sich gegen einen anderen durchzusetzen, um entweder zu obsiegen oder womöglich mit dem Ziel der Erreichung eines Dritten, also einer durch den Streit entstehenden Lösung, auf die die Streitparteien selbst je alleine gar nicht gekommen wären. Der Streit setzt also mehr Gemeinsamkeit voraus, als es der Begriff zunächst nahelegt.

Der Klassiker des Streitgesprächs ist die Form der Platonischen Dialektik und die Idee der Dialektik in Aristoteles' Rhetorik. Ohne hier auf die Unterschiede und Feinheiten einzugehen: Bei beiden geht es letztlich um eine Zivilisierung des Gesprächs mit dem Ziel, im Prozess des Gesprächs selbst gemeinsam zu einem Ergebnis zu kommen – durch die Setzung von Prämissen und angemessenen Deduktionen, durch widerspruchsfreies Argumentieren und nicht zuletzt durch Einhaltung exakt dieser Regeln. Das Dialektische und Dialogische kann dann nur fruchtbar sein, wenn sich die Sprecher an Regeln halten und sich bei aller Differenz der Standpunkte auf genau diese Form einlassen. Streit bearbeitet Differenz – aber ist von der Anerkennung eines Gemeinsamen geradezu



Foto: dpa/Associated Press

„Um mich als Wissenschaftler zu diskreditieren, müssten ja andere Wissenschaftler glauben, dass das stimmt, was in der ‚BILD-Zeitung‘ steht.“ Der Virologe Christian Drosten, im Glas gespiegelt beim Verlassen einer Pressekonferenz in Berlin, Januar 2021.

Streiten, denn dann treffen Positionen aufeinander, die sich nur noch entweder gegenseitig verdrängen können oder eine Koexistenz bei gleichzeitiger Unlösbarkeit der Problemlagen konzedieren müssen. Für Unternehmen, Ehen und Freundschaften ist so etwas zumeist eine Ankündigung von rabiaten Formen der Auseinandersetzung. Oft ist Gewalt womöglich Ausdruck des Verlustes angemessener Formen, mit einem Konflikt umzugehen.

Das Gesagte gilt auch für den politischen Raum der Demokratie. Der große Vorteil der Demokratie besteht darin, dass darin gestritten werden muss – autokratische und autoritäre politische Systeme hassen nichts so sehr wie den Streit, weil dieser viel zu riskant ist: Man weiß nicht, wie er ausgeht. Ich habe mich in der letzten Zeit intensiv mit selbstbewusster werdenden chinesischen sozialwissenschaftlichen Vergleichen der chinesischen und der westlichen Form des Politischen beschäftigt. Von chinesischer Seite hört man nicht mehr nur die defensive Form, die Demokratie passe womöglich nicht zu jener weniger individualistischen Kultur Chinas, die mit der Demokratie nichts anfangen könne – was ja durch Hongkong und Taiwan eindrucksvoll empirisch widerlegt ist. Gemeinsamer Tenor etwa in Schriften von Daniel A. Bell und Wang Pei, Yan Xueting, vor allem aber dem sehr bekannten Sozialphilosophen Zhao Tingyang ist die Ablehnung der Demokratie aus strukturellen Gründen: Diese führe selten zu einer

abhängig. Drosten kann sich mit Kolleginnen und Kollegen streiten, mit der *BILD-Zeitung* aber nicht – er könnte sich mit ihr über angemessenen Journalismus oder Ähnliches streiten, aber nicht über virologische Fragen. Eine der schönsten Antworten, die der Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann in einem Interview einmal gegeben hat, ist diese. Er wurde gefragt, welche Kritiker er am meisten fürchte. Seine Antwort: „Die Dummen.“ – also die, die nicht einmal Kriterien ihrer Kritik nennen können.

Sich gut verstehen und doch streiten

Es ist ein alter Hut aus der Konfliktsoziologie, dass es kaum etwas Integrierenderes gibt als einen gut etablierten Konflikt. Ein Konflikt integriert deshalb, weil die konfligierenden, dann oft streitenden Parteien sich in dem Konflikt einrichten können. Man weiß, was man an seinem Gegner hat. Das kennt jeder und jede, die einmal über längere Zeit Mikropolitik in einer Organisation gemacht haben – ob in Universitäten, Kirchen, Vereinen oder Unternehmen. Das ist auch ein regelmäßiges Charakteristikum in Familien – auch da weiß man meistens, was man hat. Und in Liebesbeziehungen und Freundschaften gibt es Ähnliches.

Der Konflikt macht die Konfliktparteien zu Partnern, die sich gut verstehen – und doch streiten. Erst wenn es keine etablierten Konflikte mehr gibt, also keinen grundlegenden Konsens mehr über den Dissens, wird es schwierig mit dem

„Alles unter einem Himmel“ – In China setzen viele auf ein Modell, das Streit per se ausschließen soll.

gemeinsamen Position und promoviere auch nicht die beste Lösung, sondern führe zu Streit und spalte die Gesellschaft.

Beispiele aus der westlichen Welt machen es den chinesischen Beobachtern derzeit nicht gerade schwer, wenn man an Figuren wie Donald Trump denkt oder an den Brasilianer Jair Bolsonaro oder auch nur an den „illiberalen“ Demokraten Victor Orban aus Ungarn, die den Streit hassen, wie der Teufel das Weihwasser, wenn ich das als katholischer Autor hier so sagen darf. Zhao setzt dagegen ein Modell, in dem der Streit schon dadurch unnötig ist, dass mit der meritokratischen Besetzung von Entscheidungspositionen die Sachprobleme ohnehin besser gelöst werden können. „Alles unter dem Himmel“ heißt bei Zhao die neokonfuzianische Lösung – so übrigens auch der Titel seines 2020 auch in deutscher Sprache erschienen Buches.

Dass dieser Verzicht auf den politischen Streit freilich durch politische Gewalt und staatliche Repression erkaufte werden muss, lässt sich überall dort besichtigen, wo alles unter einen Himmel gezwungen wird – man denke eben an China, an Russland, an Myanmar und andere Beispiele. Das Argument, der Verzicht auf (demokratischen) Streit beuge

der Spaltung und der Inkompetenz vor, scheint nicht zu greifen.

Vor der Folie dieser Beispiele lässt sich vielleicht die besondere Bedeutung des politischen Streits in der Demokratie besser beurteilen. Demokratie – das bedeutet mehr als die bloße Ermittlung einer Mehrheit zur Legitimierung von Herrschaft und kollektiv bindender Entscheidungskompetenz. Wäre das die einzige Formel der Demokratie, wäre sogar ein Lynchmob demokratisch. Das Besondere an der Demokratie ist etwas anderes: Dass die Mehrheit, beziehungsweise dass die Repräsentanten der Mehrheit regieren, ist banal. Das Anspruchsvolle an der Demokratie besteht darin, dass auch die Minderheit, also diejenigen, die nicht die Regierung, sondern ihre Konkurrenten gewählt haben, loyal zu den Regierungsentscheidungen stehen und diese anerkennen.

Die schöne Formel, die Demokratie erst ermögliche Regierungswechsel ohne Blutvergießen, reflektiert genau das. Deshalb wird in Parlamenten gestritten, obwohl schon vorher feststeht, dass der Gesetzentwurf der Regierungsmehrheit am Ende auch die Stimmenmehrheit bekommt und ein Gesetz werden kann. Die Mehrheit könnte eigentlich beschließen, was sie will, aber die Opposition zwingt die Mehrheitsrepräsentanten dazu, wenigstens gute Gründe für das nennen zu müssen, was sie ohnehin beschließen möchte. Die Idee besteht darin, dass der antizipierte Streit sich schon in der Gesetzesvorlage findet, weil man ja weiß, dass man dazu Rede und Antwort stehen muss – vor dem Parlament und vor dem Gerichtshof der öffentlichen und veröffentlichten Meinung.

Genau dafür richtet die Demokratie rechtlich abgesicherte Verfahren ein, die alle Beteiligten dazu zwingt, die Verfahrensschritte einzuhalten, bevor Herrschaft ausgeübt werden kann. Genau deshalb ist in der Demokratie die Opposition letztlich die wichtigere Instanz, und deshalb haben die Verfahren in der Demokratie eine konstitutive Bedeutung – im

Carl Schmitt verachtete die Demokratie, weil ihn das Bemühen und Einbegung von Streit langweilte.

wahrsten Sinne des Wortes: Die konstitutionelle Demokratie ist eine rechtsstaatliche Form der Einhaltung von Verfahren.

Deshalb haben die Verächter der Demokratie immer vor allem diese Verfahren im Blick gehabt. Eine wirkliche Entscheidung, so Carl Schmitt in seiner politischen Theologie, sei letztlich „normativ betrachtet aus dem Nichts geboren“ – was hier auf juristische Entscheidungen gemünzt ist, gilt für ihn erst recht für politische Entscheidungen.

Was Schmitt verachtet, ist das Langweilige an der Demokratie, die Einhegung des Streits in Verfahren und normative Vorgaben – eine wirkliche Entscheidung dagegen sei souverän – und entzieht sich deshalb dem Streit. Man kann also sehen: Der Streit ist in der Demokratie das konstitutive Element, nicht eine zu vermeidende Größe. Die Vermeidung von Streit verlangt die souveräne Entscheidung aus dem Nichts. Die muss sich dann aber auch gewaltsam durchsetzen – wenn man nicht streiten will.

Man kann nicht daran vorbeisehen: Die Bedingungen für den demokratischen Streit werden schwieriger. Das liegt zum einen an einer volatiler werdenden, komplexeren Welt,

die auch noch von sozialen Medien und einer Echtzeitberichterstattung vor sich hergetrieben wird (siehe Seite 34). Es liegt aber auch am Verlust gewohnter Antipoden. Wer alt genug ist, erinnert sich noch an die etablierte Form des politischen Streits in der alten Bundesrepublik, als sich noch zwei Volksparteien gegenüberstanden, die gemeinsam einen Stimmenanteil hatten, der auch dem Anteil der Mitglieder der beiden großen Kirchen in Deutschland entsprach, also etwa 90 Prozent. Diese Zeiten sind vorbei – für beide Fälle liegt diese Rate inzwischen unter oder um die 50 Prozent der Bevölkerung.

Alle(s) unversöhnlicher geworden

Im politischen Raum sind die Konfliktlinien unübersichtlicher geworden, was den Streit erheblich erschwert – aber auch Chancen bietet, weil sich auch dritte Möglichkeiten eröffnen und die Kriterien der Auseinandersetzung ändern können. Entscheidend ist aber, dass sich die Konfliktparteien auf einen gemeinsamen Gegenstand einigen können und die dann gefundene Lösung sich nicht unbedingt als Konsens darstellen muss, aber wenigstens loyal geteilt werden kann. Georg Simmel hat im Kapitel über den Streit in seiner „Soziologie“ von 1908 den Streit als eine „Wechselwirkungsform“ beschrieben, die durch den Streit etwas Neues hervorbringt. Auch Simmel hofft im Streit auf etwas Gemeinsames, das das Trennende gerade nicht leugnet, sondern im Prozess der Wechselwirkung aufhebt.

Es mehren sich die Hinweise, dass sich in der Öffentlichkeit Milieus nicht mehr komplementär und in stabiler Konfliktgemeinschaft begegnen, sondern unversöhnlicher werden. Im unseligen Diskurs über die „Identitätspolitik“, in dem immer die andere Seite die identitäre ist, scheint so etwas auf wie eine neue Unversöhnlichkeit, in der der Streit nicht einmal die Konfliktlinie bestätigt, sondern sogar die Legitimität der anderen Seite in Frage stellt.

Dafür könnte es viele Gründe geben, über die hier schwer nachzudenken ist. Aber eine Folge lässt sich schon ausmachen: Wenn sich Gruppen und Milieus nicht als Streitparteien und Konfliktpartner begegnen, können sie auch nicht mehr streiten und begegnen sich in stabiler wechselseitiger Missachtung, was fast immer eine Übermoralisierung von Diskursen zur Folge hat – und das ist eine schlechte Voraussetzung für Streit. Die Frage wäre: Wie lassen sich solche Milieu- und Emanzipationskonflikte so integrieren, dass die Konfliktparteien sich aneinander gewöhnen und Lösungen finden, mit denen beide Seiten leben können. Diese Frage wäre doch einen echten Streit wert, oder? ◀

BUCHEMPFEHLUNGEN

Armin Nassehi, *Muster – Theorie der digitalen Gesellschaft*, C. H.-Beck Verlag München, 2019, 352 Seiten, Euro 26,-.

Ders., *Das große Nein – Eigendynamik und Tragik des gesellschaftlichen Protests*, Kursbuch-Edition Hamburg, 160 Seiten, Euro 20,-.

Jesus als Streiter

Über den Charakter der sogenannten Streitgespräche Jesu

ANGELA STANDHARTINGER

Das Neue Testament scheint Streit generell zu verurteilen.

Und doch geht Jesus aus vielen Konfliktgesprächen als Sieger hervor. Mit der Aufforderung, die Feinde zu lieben, überträgt die Jesustradition die Ethik der Mächtigen auf eine Nicht-Elite und öffnet zugleich eine Tür, die Ab- und Ausgrenzungen überwinden kann, meint die Marburger Professorin für Neues Testament, Angela Standhartinger.

Die Antike kannte den Streit als Göttin Eris. Bereits im 6. Jahrhundert vor Christus möchte der Dichter Hesiod sogar zwei Göttinnen unterscheiden. Eine verachtenswerte, die Neid, Feindschaft und Krieg hervorruft, und eine lobenswerte, die das bäuerliche Leben bewegt, indem sie Bäuerin und Bauer mit dem Blick auf den Reichtum der Nachbar:innen zur Arbeit anspricht (Hesiod, *Werke und Tage* 11 – 26). Die letztere Göttin

Eris kann die Mutter des *homo oeconomicus* genannt werden. Allerdings klärt Hesiod die Frage nicht, wie man nur eine der Göttinnen einladen, die andere aber abwehren könnte.

Das Neue Testament, so scheint es zunächst, kann dem Streit überhaupt nichts Gutes abgewinnen. Nach Matthäus erfüllt sich in Jesu Wirken die Verheißung aus Jesaja 42,2, dass er: „weder streiten noch schreien wird“ (Matthäus 12,19). Das „nicht streiten“ fügt Matthäus über den Prophetentext über den Gottesknecht hinaus hinzu. Bei Paulus erscheint *eris* „Streit“ regelmäßig in Lasterkatalogen neben „Zorn“, „Eifersucht“ und „Korruption“ (Galater 5,20; 2Korinther 12,20 und öfter). Streit gehört in die alte Welt der „Werke des Fleisches“ und nicht zum neuen Leben, zu „den Früchten des Geistes“ (Galater 5,19–23). Der Jakobusbrief stellt die Welt von Eifersucht, Ehrgeiz, Lüge und Streit der Welt Gottes ganz grundsätzlich gegenüber (Jakobus 3,16–4,7) und die Pastoralbriefe forderten



Fotos: akg

„Die Reinigung des Tempels“, Kupferstich von Matthäus dem Älteren aus der Merian-Werkstatt, 1625/27.

den idealen Gemeindeleiter auf: „Die törichten und ungezogenen Fragen weise zurück; denn du weißt, dass sie nur Streit erzeugen. Ein Knecht des Herrn aber soll nicht streitsüchtig sein, sondern freundlich gegen jedermann, im Lehren geschickt, einer, der Böses ertragen kann und mit Sanftmut die Widerspenstigen zurechtweist“ (2Timotheus 2,23–25, Lutherübersetzung 2017). Streit anzetteln ist für diese Briefe allein das Werk der Anderen (1Timotheus 6,3–5; Titus 3,9).

Allerdings muss die grundsätzliche Friedfertigkeit bei den Autor:innen dieser Briefe, die ihre Gegner:innen als „Krebsgeschwür“ oder „Schwätzer“ charakterisieren und als solche, die „mit dem Glauben Schiffbruch erlitten haben“, wohl bezweifelt werden (1Timotheus 1,19; 2Timotheus 2,17; Titus 1,10–12). Auch der Jakobusbrief fordert auf: „Widersteht dem Teufel!“ (Jakobus 4,7, vergleiche auch 1Petrus 5,8f.). Gibt es also auch Fragen, bei denen man widerstehen und streiten muss?

In den Evangelien ist Jesus durchaus ein streitbarer Charakter. Galiläischen Städten, die seine Botschaft nicht angenommen haben, wirft er ein „Wehe euch“ entgegen (Lukas 10,13–15/Matthäus 11,21–24). Ebenso klagt er Pharisäer an, sie achteten nicht auf das Wichtigste unter Gottes Geboten, nämlich „Barmherzigkeit und Treue“ (Lukas 11,42/Matthäus 23,23 vergleiche Hosea 6,6). Ja, er und seine Jünger:innen provozieren mit ihren Handlungen, ihrer Botschaft und ihrem Erfolg Konflikte mit Schriftgelehrten, Pharisäern, Sadduzäern und den vom Klientelkönig Herodes geförderten Oligarchen (Markus 2,1–3,6; 7,1–23; 11,27–12,34 und Parallelen). Diese Gespräche nennt das Markusevangelium ein *syzetein* „sich besprechen, disputieren, streiten“ (Markus 8,11; 9,14.16; 12,28). Die Forschung benennt sie „Streitgespräche“. Allerdings, so ist man sich weitgehend einig, handelt es sich nicht um Protokolle von Jesu Diskussionen, sondern um nach Ostern formulierte kleine Erzählungen.

Der antike Philosoph Aristoteles unterscheidet in seiner Schrift „Sophistische Widerlegungen“ vier Untergattungen des philosophischen Streitgesprächs. Das Lehrgespräch (*didaktikos*) stellt die obersten Grundsätze der Lehre vor, ohne auf das zu achten, was dem Gegenüber glaubwürdig ist, denn Lernende haben den Lehrenden zu vertrauen. Das

dialogisch-argumentative Klärungsgespräch (*dialektikos*) startet bei den gemeinsam geteilten Meinungen und sucht eine sachbezogene Problemlösung. Das erprobende oder Kontroversgespräch (*peirastikos*) stellt das Wissen des Gegenübers auf die Probe, um ihn des Unwissens zu überführen, und im Streitgespräch (*genos eristikos*) geht es darum, mit Scheinargumenten Recht zu behalten (*De sophisticis elenchis* 2,3, 165a–b).

Schon ein oberflächlicher Vergleich zeigt, dass der Jesus der Evangelien keine Scheinargumente aus Rechthaberei im Mund führt, also auch keine „Streitgespräche“ nach der Definition des Aristoteles austrägt. Die Lehr- oder Schulgespräche mit Jünger:innen bringen ebenso keine systematische Entfaltung der Grundsätze der Lehre vor, sondern setzen sie voraus. Nur selten sucht der Jesus der Evangelien im freien Meinungsaustausch der dialogisch-argumentativen Gespräche eine sachbezogene Problemlösung. Die Ausnahme ist die Diskussion der „Frage nach dem höchsten Gebot“ mit einem Schriftgelehrten in Markus 12,38–44, in der beide Seiten eine Zusammenfassung der Gebote als Gottes- und Nächstenliebegebote formulieren und einen Konsens feststellen.

Vom Kleinen auf das Größere

Der Jesus der Evangelien führt vor allem Kontroversgespräche, die das Wissen der Gegner:innen auf die Probe stellen, um sie des Unwissens zu überführen. Ein eindrückliches Beispiel ist die Kontroverse über das Ährenraufen am Schabbat in Matthäus 12,–8. Menschen aus der pharisäischen Schule beobachten, wie Jesu hungrige Jünger:innen am Schabbat durch ein Kornfeld laufen und Ähren pflücken und essen. Sie beschwerten sich über einen vermeintlichen Bruch der Schabbatregeln, doch Jesus demonstriert ihnen, dass sie ihr Bibelstudium noch nicht vollendet haben. Sie hätten erstens von David in Nob beim Priester Ahimelch lesen müssen, der David bei seiner Flucht vor Saul die Schaubrote aus dem Tempel essen ließ (1Samuel 21,1–7). Zweitens hätten sie in Numeri 28,9–10 lesen müssen, dass die Opfer auch am Schabbat im Tempel dargebracht werden. Mit Jesus aber, so die These, die als ein *qual-wa-homer* oder ‚Schluss vom Kleineren auf das Größere‘ eingeführt wird, steht jemand vor ihnen, der größer ist als der Tempel. Und schließlich hätten sie die Forderung des Propheten Hosea „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Hosea 6,6) verstehen und erkennen müssen, dass sie „Unschuldige verurteilen“.

Jesus ist der bessere Schriftgelehrte, so der Beweisgang dieses Kontroversgesprächs. Zielgruppe dieses Beweisgangs sind allerdings nicht die pharisäischen Gesprächspartner, sondern diejenigen, die sich längst Jesus als dem Menschensohn angeschlossen haben, also die Leser:innen des Evangeliums.

„Auf die Probe stellen“, griechisch *peirazein*, ist in den Evangelien die Rolle der Anderen: Schriftgelehrte, Menschen aus der Gruppe der Pharisäer und Herodianer „erproben Jesus“, indem sie ein Zeichen vom Himmel fordern (Markus 8,11–13 und Parallelen) und indem sie fragen, ob man dem Kaiser Steuern zahlen dürfe (Markus 12,13–17 und Parallelen). In der römischen

Weherufe gegen die Schriftgelehrten. Farblithographie, Frankreich um 1900.



Provinz des ersten Jahrhunderts haben solche Fragen politische Sprengkraft. Himmelszeichen beweisen das Eingreifen der Götter und können Aufstände herbeiführen. Die Verweigerung von Steuern wurde seit dem Jahr 4 vor Christus in Galiläa und Judäa mehrfach als Protestmittel gegen römische Herrschaft verwendet und führte zu blutigen Gegenmaßnahmen. Auch in diesen Fragen erweist sich Jesus gegenüber den Fragestellenden als überlegen. Sein Verweis auf die kaiserliche Münze und seine Antwort „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ gibt die Entscheidung zur Steuerfrage an die Fragenden zurück. Die sogenannten Streitgespräche oder besser Kontroversgespräche Jesu sind also vor allem Apologien. Wer Jesus nicht als Gottessohn und unschuldig Verurteilten erkennt, hat weder gut gelesen noch ihn richtig verstanden. Zu Unrecht wurde Jesus als Aufrührer von den Römern gekreuzigt.

Aber hat der historische Jesus nicht gesagt: „Ihr habt gehört, dass gesagt wurde: ‚Auge gegen Auge, Zahn gegen Zahn.‘ Ich aber sage euch, ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen!“ (Matthäus 5,38f)? Die Formulierung als sogenannte „Antithese“, oder besser als Kommentarwort, überliefert lediglich das Matthäusevangelium. Ob sie also direkt auf Jesus zurückgeht, muss offenbleiben. Aber die Weiterführung, die dazu auffordert, denjenigen, die einen auf die Wange schlagen, auch die andere hinzuhalten, und denen, die den Mantel fordern, auch noch das Untergewand zu lassen, hat auch das Lukasevangelium (Matthäus 5,39–40/Lukas 6,29–30). Und das Matthäusevangelium fügt als drittes Beispiel die Aufforderung hinzu, denjenigen, die einen Frondienst fordern, also den Abgesandten der römischen Besatzungsmacht, das Gepäck eine Meile weit zu tragen, gleich noch eine zweite Meile anzubieten (Matthäus 5,41).

In dieser Reihe bleiben die Geschlagenen, die um das Nötigste Beraubten, vermutlich überschuldete Menschen, die verpfändet werden, und römische Untertanen nicht passiv und wehrlos. Das Hinhalten der anderen Wange, das Aushändigen des letzten Gewands und die Überbietung mit der zweiten Meile kann die Gegner:innen verblüffen. Die Forschung nennt es „provokative Wehrlosigkeit“.

Der Spitzensatz „Liebet eure Feinde“ geht im Lukasevangelium diesen Aufforderungen voran. Im Matthäusevangelium folgt es im nächsten Kommentarwort (Lukas 6,27/Matthäus 5,44). Die Feindesliebe gilt vielen als Kern der Ethik Jesu. Und tatsächlich ist bisher keine wörtliche Parallele zur Aufforderung „Liebet eure Feinde“ entdeckt worden. Aber inhaltlich sind die Parallelen durchaus zahlreich, sowohl in der übrigen jüdischen Ethik (vergleiche Sprüche 24,29; 25,21) als auch in der griechisch-römischen Philosophie. So fordert der zeitgenössisch schreibende stoische Philosoph Seneca: „Wenn du die Götter nachahmst, heißt es, dann erweise auch undankbaren Menschen Wohltaten; denn auch Verbrechern geht die Sonne auf, auch Seeräubern stehen die Meere offen“ (Seneca, Über die Wohltaten, IV.26.1; Übersetzung Manfred Rosenbach). Ganz ähnlich fährt Jesus im Matthäusevangelium fort: „Ich aber sage euch: ‚Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte‘“ (Matthäus 5,4–45). Mit der Feindesliebe, da stimmen Matthäus und Seneca überein, hebt man sich von dem gewöhnlichen Menschen ab.

„Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ (Lukas 6,36) und „Werdet vollkommen, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist“ (Matthäus 5,48) sind für Seneca Herrscherethik. Und genau das ist der entscheidende Unterschied: Für Seneca unterscheidet den guten vom schlechten Herrscher die Fähigkeit, Schmähungen ohne Gegenwehr zu ertragen (Seneca, Über den Zorn III.23.1). Die Herrschenden müssen Milde üben, das heißt „Mäßigung in der Macht zu strafen oder Zurückhaltung des Hochstehenden gegenüber dem Untergebenen, wenn Strafen festzusetzen sind“ (Seneca, Über die Milde II.3.1, Übersetzung Rosenbach). Im Evangelium sind dagegen die Untergebenen, die Überschuldeten, die besitzlosen Wandermissionar:innen und die Sklav:innen angesprochen. Und es ist ein Unterschied, wer sagt: „Was gibt es, weswegen ich meines Sklaven allzu deutliche Antwort oder zu trotzig Miene und sein nicht bis zu mir dringendes Murren mit Geißelhieben und Fußseisen sühne? ... Es haben verziehen viele ihren Feinden: Ich sollte nicht verzeihen Faulen, Nachlässigen und Geschwätzigen“ (Seneca, Über den Zorn III.24.1, Übersetzung: Rosenbach). Die Aufforderung zur Feindesliebe stellt die Frage, wer dazu eigentlich die Macht und die Fähigkeit hat und was damit bewirkt werden kann.

Im Matthäusevangelium geht es jedenfalls um mehr als den persönlichen Feind. Es geht um diejenigen, die die Gemeinde verfolgen (Matthäus 5,44). Paulus formuliert den Gedanken: „Segnet, die euch verfolgen“ (Römer 12,14). Und Verfolgung bedeutet für die ersten Gemeinden ganz konkret das gewaltsame Zerreißen von Familien, Folter und Verrat vor Statthaltern und Stadträten (Matthäus 10,17–23/Lukas 12,1–12; Markus 13,9–13 und Parallelen).

Warum aber soll man Feinde in diesen existentiell bedrohlichen Konflikten lieben? Weil, so scheint es zumindest das Matthäusevangelium zu sehen, darin eine Chance liegt, die Gewalt abzuwehren, indem man sogar die Feinde für die eigene Sache gewinnt. Feindesliebe ist, wie gezeigt, eine Eliteethik. Es ist die Strategie der Überlegenen, sich bei den Unterlegenen beliebt zu machen. Die Jesusbewegung besteht jedoch nicht aus Men-

*Konsequente Feindesliebe kann nicht wollen,
dass Feinde ewig Feinde bleiben.*

schen, die diesen Eliten angehören. Dennoch möchte sich die Gemeinde im Matthäusevangelium mit der Liebe ihrer Feinde abheben von den Zöllner:innen, Sündern und Menschen aus den Völkern. Die Feindesliebe überträgt den Rat an die Herrschenden auf die ‚gewöhnlichen‘ Menschen.

Mit dieser Übertragung auf Menschen, die es sich nicht aussuchen können, ob sie Feinde lieben oder hinrichten wollen, sondern die sogar noch verfolgt und bekämpft werden, öffnet die Feindesliebe eine Tür. Die Tür nämlich zur Überwindung von Ab- und Ausgrenzung. Mit konsequenter Feindesliebe kann sich die eigene Gruppenidentität nicht als statische Wahrheitsbehauptung gegenüber allen anderen Wahrheiten abgrenzen. Sie kann nicht wollen, dass Feinde ewig Feinde bleiben. Die Feindesliebe zielt darauf, die Feinde von der eigenen Sache zu überzeugen und zu gewinnen. Sie zielt, wie es Paulus formuliert, auf das Überwinden „des Bösen durch das Gute“ (Römer 12,21). ◀

Luther, Karl und der Weg nach Europa

Der Streit um die Glaubensgrundlagen des Christentums und seine Folgen

HEINZ SCHILLING

Natürlich stritten in Worms 1521 Kaiser Karl V. und Martin Luther, damals noch Augustinermönch, nicht von gleich zu gleich und schon gar nicht laut. Aber die geschichtsträchtige Begegnung vor genau 500 Jahren mündete in großen Kämpfen, aus denen sich das moderne Europa formte, wie der emeritierte Berliner Historiker und bekannte Buchautor Heinz Schilling beschreibt.

Streitkultur meinte im Christentum lange Glaubenskampf. Vorbild waren die Glaubensstreiter des Alten Testaments – Judas Makkabäus, Gideon, David, sogar eine Frau: Judith, die Bezwingerin des Holofernes. Im Kampf gegen die Muslime, vor allem während der spanischen Reconquista, ergänzt um St. Georg und St. Jago/Jakob, die Patrone der Ritterorden.

Eine Wende schien die Reformation mit Martin Luther zu bringen, dem bis heute prominentesten Glaubensstreiter der Neuzeit für Protestanten wie Katholiken gleichermaßen, wenn auch mit entgegengesetztem, positivem beziehungsweise negativem Vorzeichen. In zwei Momenten offenbarte sich der Wittenberger Mönch als Streiter für den wahren christlichen Glauben – am 31. Oktober 1517 mit der Versendung seiner 95 Thesen, die andere sogleich veröffentlichen sollten, und am 17. und 18. April 1521 in seinem Verhör vor dem Reichstag in Worms. Beide Ereignisse wurden zu einem Mythos des neuzeitlichen Glaubensstreits, beide publizistisch heroisiert – das Wittenberger in der Pose des hammerschwingenden Revolutionärs, die Rede in Worms durch die Zuspitzung des letzten Satzes zum trotzig widerständigen „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“

Im Unterschied zu den genannten Glaubensstreitern war Luther nie ein Kriegsheld und diente auch selten als Ansporn zu militärischen Aktionen. Sein Metier war der Meinungsstreit, konkret der Streit mit dem und um das Wort Gottes. Als sein Landesherr daran ging, die Mauern der Residenzstadt Wit-

*„Ein feste Burg ist unser Gott“
war ein Aufruf zum geistigen Streit.*

tenberg zu einer Festung auszubauen, dichtete Luther „Eine feste Burg ist unser Gott“ und mahnte damit den Fürsten, von seiner militärischen Rüstung zu lassen, denn „es streit für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren.“ Das war ein Aufruf zum geistigen Streit. Zur martialischen „Marseillaise des Protestantismus“ (Heinrich Heine) haben dieses „Glaubenslied“ erst später Generationen gemacht.



Luther selbst, so sehr er einen militanten, ja aggressiven Sprachstil „pflegte“, hielt zeitlebens zu militärischem Austrag der Gegensätze Distanz. Als die protestantischen Stände Anfang der 1530er-Jahre in Schmalkalden über ein Verteidigungsbündnis berieten, hatten die Juristen einige Mühen, den Reformator davon zu überzeugen, dass militärischer Widerstand gegen den Kaiser reichsrechtlich erlaubt sei.

Demonstration und Drohung

Mit seiner Wittenberger Aufforderung, öffentlich über seine wissenschaftlichen Thesen zu disputieren, hatte Luther keinen Erfolg. Der Meinungsstreit blieb aus, weil sich niemand aufgerufen fühlte, über die Lehrsätze des Mönchs und Bibelprofessors zu streiten. Ein Zeichen, dass diese gar nicht so neu und provokativ waren, wie es Rom wenig später verkündete? Umso größer die Erwartung, die der Reformator auf die Einladung nach Worms vor den Reichstag setzte – vor die vornehmste und europaweit beachtete Öffentlichkeit der Christenheit, die 1521 umso glänzender und zahlreicher besucht war, als es sich um den ersten Reichstag des eben in Aachen gekrönten Deutschen Königs und Erwählten Römischen Kaisers Karl V. handelte. Luthers Auftritt stand dann auch in der Tat ganz im Zeichen des geistigen Meinungsstreits, jedenfalls auf der Reichstagssitzung selbst. Außen demonstrierten und drohten teils bewaffnete Lutheranhänger – nicht ganz unvergleichbar mit dem, was neulich zu Jahresbeginn in Washington vor dem Haus einer der vornehmsten modernen Repräsentationsversammlungen geschah. Mit dem entscheidenden Unterschied aber, dass Luther alles daransetzte, seine Anhänger



Szene aus dem Bildzyklus „Luther auf dem Reichstag zu Worms“ von Anton von Werner (1843–1915): Triumphaler Einzug Luthers

Kontrahenten sicher waren, die allein wahre Lehre zu vertreten. Wie bekannt, musste der Mönch die drohenden mörderischen Konsequenzen dieser fundamentalen Asymmetrie nicht erleiden, anders als rund 100 Jahre zuvor der Tscheche Jan Hus, der 1415 in Konstanz als Ketzler verbrannt worden war. Luther wurde das zugesagte freie Geleit gehalten – nicht aus Toleranz oder Liberalität, sondern aufgrund politischer Absprachen.

In dieser Hinsicht kann man in Worms 1521 doch einen Moment freier Streitkultur entdecken. Eine Perspektive der Befriedung oder gar des Ausgleichs, der Annäherung eröffnete sich damit nicht. Im Gegenteil: Aus dem in Worms asymmetrisch ausgetragenen Streit entwickelte sich in den darauffolgenden Jahrzehnten ein mörderischer Antagonismus der theologischen Systeme und der politischen und militärischen Blöcke, die sich am Ende des Reformationsjahrhunderts bis an die Zähne gerüstet gegenüberstanden. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, die Konfrontation politisch oder rechtlich zu entschärfen. Die Oberhand behielten aber auf beiden Seiten die Hardliner, die die theologischen Streitpunkte fundamentalistisch deuteten und eine gewaltsame Entscheidung betrieben.

Die martialischen Glaubensstreiter traten wieder in den Vordergrund, konfessionell polarisiert – auf protestantischer Seite der Schwedenkönig Gustav Adolf, Oliver Cromwell in England oder der Oranier Wilhelm III. in den Niederlanden als Gideon, Judas Makkabäus oder neuer Moses; bei den Katholiken vor allem Maria, die Gottes Mutter selbst, die als „Maria Victrix“ auf Fahnen oder als bildliche Ikone den Heeren vorangetragen wurde oder 1571 in der Seeschlacht von Lepanto die christliche Flotte zum Sieg führte.

Die verheerenden Glaubens- und Staatenkriege hielten Europa über mehr als drei Jahrzehnte in Atem und trieben die christliche Zivilisation wiederholt an den Rand der Selbstvernichtung. Das war der erste große Zivilisationsbruch Europas, hervorgegangen aus innerchristlichem Streit. Speziell in der deutschen Geschichte hatte sich ein vergifteter Überschuss an Feindseligkeit und gegenseitigem Misstrauen eingenistet, der letztlich erst in der Gegenwart überwunden werden konnte.

Handeln in der Welt bedeutet, mit Mentalität und politischem Instrumentarium der Zeit zu operieren.

Das Christentum also ein Agent von Unversöhnlichkeit und fundamentalistischer Gewalt? Nicht Motor, sondern Hindernis auf dem Weg zu friedlichem Ausgleich von Streit und Meinungsunterschieden?

Diese Deutung unseres historischen Befundes wäre entschieden zu kurzschlüssig! Seitdem das Christentum im frühen vierten Jahrhundert eine Allianz mit dem römischen Staat einging, war es auf Wirken in der Welt ausgerichtet. Handeln in der Welt bedeutete aber für Christen wie für jeden andern, dass sie mit der Mentalität und dem politischen Instrumentarium der jeweiligen Zeit operierten – es sei denn, es waren Heilige, die aber damals wie heute selten waren, unter den Führern

vom gewaltsamen Eingreifen abzuhalten und den geistigen und friedlichen Charakter des Meinungsstreits zu sichern.

Das ist ihm gelungen, aber nur in der von den Politikern zuvor ausgehandelten Form: Eine Gelehrtendisputation, wie er sie nach dem Wittenberger Fehlschlag nun auf dem Reichstag erhofft hatte, fand nicht statt. Der Mönch wurde verhört, konnte aber seine Meinung kundtun, zudem entscheiden, ob er bereit war, sie bis zum Letzten zu vertreten. Und da das alles öffentlich geschah und bald zahlreiche Pamphlete das Geschehen und Luthers Rede verbreiteten, konnten sich die Menschen ein eigenes Bild machen – indem sie die Texte lasen oder sich vorlesen ließen.

Auf dem Reichstag ist es schließlich zwar wenn auch nicht zu einem freien Meinungsstreit, so doch zu einem öffentlichen Austausch gegensätzlicher Einschätzung der aufgeworfenen Glaubensfrage gekommen. Kein Geringerer als Kaiser Karl V. selbst sah sich durch die Antworten des Mönchs, womöglich auch durch dessen Unerschrockenheit, aufgerufen, für sein Verständnis des christlichen Glaubens zu streiten. Nach Ende der Verhandlungen formulierte er in seinem Quartier seinen persönlichen Glauben und ließ dieses Bekenntnis am folgenden Tag auf dem Reichstag verlesen. Das war ein kaiserlicher Hoheitsakt der öffentlichen Glaubensbekundung, nicht etwa eine Rechtfertigung gegenüber dem Bekenntnis des Mönchs. Dazu sah Karl sich kaum veranlasst, gab ihm sein hohes Majestätsbewusstsein doch Gewissheit, dass Gott ihn unmittelbar beauftragt hatte – im Kaiseramt wie nun konkret bei der Bekundung des einzig wahren Glaubens. Luthers Alleindurch-Gnade-Lehre fühlte er sich nicht bedürftig. Ein im Kern asymmetrischer Glaubensstreit also, in dem allerdings beide

der Kirchen allemal. Die Jahrhunderte von Reformation und Konfessionalisierung waren eine Zeit außergewöhnlich hohen Konfliktpotentials, in der es zudem strukturell unmöglich war, den Streit über Glaubenswahrheiten allein intellektuell und auf friedlichem Wege auszutragen. Denn anders als heute waren Religion und Kirche integrierter Teil, ja Kern-Element der Staats- und Gesellschaftsverfassung. Es galt die Maxime *religio*

Den Weg zur Überwindung des Grundsatzstreites mussten Religion und Politik gemeinsam beschreiten.

vinculum societatis – ohne das Band ein und derselben Religion ist friedliches Zusammenleben in einer Stadt oder einem Staat nicht möglich. Religiöser Streit war immer zugleich politischer und gesellschaftlicher Streit und *vice versa*.

Und da in jenem Zeitalter Staat und Gesellschaft nicht anders als Kirche und Religion einem tiefen, konfliktreichen Umbruch von mittelalterlichen zu neuzeitlichen Formen unterlagen, war die Konfrontation um jeden Preis vorprogrammiert. Dementsprechend war auch der Weg zur Überwindung des fundamentalistischen Grundsatzstreites nur gemeinsam von Politik und Religion, Staat und Kirchen zu beschreiten. Die Friedensschlüsse, allen voran der Westfälische Frieden von 1648, die Mitte des 17. Jahrhunderts die militärische Gewalt beendeten und den Glaubensstreit einhegten, gingen nicht nur auf die Entscheidung von Politikern und Juristen zurück.

Vorbereitet und entscheidend legitimiert wurde der Friede von grundlegenden Veränderungen in Religion und

Spiritualität. Das Christentum selbst hatte die Wendung vom Willen zur Konfrontation zum Willen zur Verträglichkeit und Frieden vollzogen – von der absoluten Priorität des Dogmas und der unabdingbaren Reinheit der Lehre hin zur inneren Frömmigkeit der „einfältigen“ Christenseele. Aus „Maria von Kampf und Sieg“ war Maria die Friedensgöttin geworden. Man richtete nicht mehr die Spitze des Schwertes gegeneinander, sondern stellte sich gemeinsam unter die Friedenstaube der Arche Noah als Zeichen des säkularen, vor allem aber des heiligen Friedens zwischen Gott und den Menschen wie den Menschen und der Schöpfung.

Schließlich kommen wir nicht umhin, anzuerkennen, dass der Wille des Zeitalters von Reformation und Konfessionalisierung, um die Glaubenswahrheit bis zum Äußersten zu streiten, wesentlich zur Herausbildung des modernen Europas der Differenzierung, kulturellen Vielfalt, Meinungsfreiheit und Sensibilität für die Menschenrechte beigetragen hat, das die „westliche“ Zivilisation vor andern auszeichnet.

Wer das „Werte-Europa“ unserer Tage hochschätzt, darf nicht die Mittel und Wege vergessen, mit denen es sich konkret in einer Zeit der Konflikte und Gegensätze durchsetzte. Geschichte ist ambivalent – in der Zeit von Reformation und Konfessionalisierung nicht anders als heute. ◀

BUCHEMPFEHLUNG

Heinz Schilling: *Karl V. Der Kaiser, dem die Welt zerbrach*. C. H. Beck-Verlag München, 2020. 457 Seiten, Euro 29,95.



Szene aus dem Bildzyklus „Luther auf dem Reichstag zu Worms“ von Anton von Werner (1843–1915): Luther vor Kaiser Karl V.

Haltung braucht Übung

Elf Gebote für eine würdige Streitkultur in unübersichtlichen Zeiten

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Kann es einen Kompass geben für das Austragen des alltäglichen Meinungsstreites in unserer Gesellschaft?

Man sollte es versuchen, meint der Theologe Johann

Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der EKD. Claussen ist mit anderen dabei, in einem ökumenischen Projekt die Möglichkeit des konstruktiven Streits zu vermessen, und stellt nun erste Ergebnisse vor.

An diesem Beitrag habe ich über ein Jahr lang gearbeitet. Und ich habe ihn nicht allein verfasst, sondern gemeinsam mit Joachim Hake, dem Direktor der Katholischen Akademie zu Berlin. Ohne zu wissen, dass *zeitzeichen* sein Aprilheft 2021 dem Schwerpunktthema „Streit“ widmen würde, hatten wir im November 2019 mit einem Projekt begonnen, das sich mit dem guten und schlechten Streiten im digitalen Zeitalter beschäftigen sollte. Wir wollten herausfinden, wie eine bessere Kommunikation im Internet möglich sein könnte. *#anstanddigital* haben wir unser Vorhaben genannt, denn um mehr Anstand sollte es uns gehen – und nicht um die technologische oder juristische Frage, wie „hate speech“ zu unterbinden sei. Ob eine so schön altmodische Tugend wie Anstand in den allzu oft asozialen Netzwerken eine Chance hat?

Um das herauszufinden, veranstalteten wir eine Reihe von Workshops und führten viele Gespräche mit Fachleuten aus der Medienwissenschaft und der Szene der Netzaktivisten. Gefördert wurden wir dabei von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Kulturstatsministerin Monika Grütters. Unterstützt wurden wir von unserer Projektmitarbeiterin Marina Sawall. Ein Zwischenergebnis ist nun gerade fertig geworden. Joachim Hake und ich haben – den verehrten Mose ebenso wie den Freiherrn Knigge nachahmend – elf Gebote für eine Streitkultur in der digitalen (und damit auch der analogen) Welt verfasst.

Das ewige Thema „Streit“ hat durch die medialen Innovationen unserer Zeit eine neue Dynamik gewonnen. Das Internet macht die Kommunikation schneller, leichter, freier und luftiger, es baut Hindernisse und Hierarchien ab, eröffnet einen barrierefreien Zugang zu weltweitem Wissen, verführt zum Spiel, zum Suchen und Finden, ist ein Ort der Empfehlungen. Es erhöht die Chancen der Beteiligung. Jeder und jede kann hier zum Autor und zur Autorin werden, eine Meinung äußern und ein Publikum finden.

Die Vorzüge des Netzes machen gleichzeitig seine Gefährdungen aus. Seine Schnelligkeit ist ein Problem, wenn jeder Kommentar gleich niedergeschrieben wird, jede Meinung gleich vieltausendfach geteilt wird. Das Internet hat kaum Filter und keine Puffer. Es neigt zu Eskalation, Polarisierung und dem Auftürmen von Erregungswellen. Da sind Vorsicht



Foto: dpa/imageBroker

Adolf Freiherr von Knigge (1751–1796). Punktierstich, zeitgenössisch, mit faksimiliertem Namenszug.

und Zurückhaltung, das Bemühen um Haltung und Anstand angezeigt. Die Bewegungen in der digitalen Welt brauchen eine eigene Haltung. Und diese Haltung braucht Übung. In ihr kommen Distanz, Entschleunigung und ein eigener Rhythmus zusammen. Um zu einer eigenen Einstellung zu finden, braucht es zunächst einmal Zeit und Ruhe. Ich muss die Gelegenheit haben, über mich und meine Kommunikationserfahrungen nachzudenken, sie nachträglich zu prüfen und daraus Konsequenzen zu ziehen.

Nur über den Abstand findet man zum Anstand. Mit „Anstand“ meinen wir keinen moralischen Heroismus, sondern eine alltäglich eingeübte Haltung. Sie verbindet Entschiedenheit mit Zurückhaltung. Anstand ist sich selbst gegenüber skeptisch, kommt mit wenigen, aber klaren Worten aus und wittert nicht immer bei den anderen die Unanständigkeit, widersteht ihr aber dort, wo es geboten ist.

Die Gebote, für deren Formulierung Joachim Hake und ich so lange gebraucht haben, sind denkbar unspektakulär und unoriginell. Nichts an ihnen ist in der bisherigen Menschheitsgeschichte noch nie gedacht worden. Vieles ist aus uralten Weisheitstraditionen geschöpft. Wir haben nur versucht, es für unsere digital-bewegte Zeit anzuwenden und für die Streitigkeiten, in denen wir heute stehen, zu übersetzen. Ich stelle im Folgenden unsere elf Gebote vor, jeweils mit einer kurzen Hinführung von mir.

Darf man das überhaupt: Regeln aufstellen und Gebote formulieren? Gerade aus der Szene der Netzaktivisten wurden wir dazu ermutigt. Da wir über sie keine Macht haben und die Leserschaft sich eh ihre eigenen Gedanken macht, haben wir es gewagt. *Das erste Gebot: Empörungen unterscheiden.* Ohne Empörung ist Demokratie nicht möglich. Sie ist die treibende Kraft, wenn es gilt, Ungerechtigkeiten zu erkennen und zu beheben. Ohne sie verliert die Demokratie an Kraft und Leidenschaft. Gleichwohl liegt hier eine große Gefährdung. Das Internet fördert eine fragwürdige Erregungskultur, in der sich empörte Urteile über andere in rasender Geschwindigkeit

Ressentiments, Wut und Hass ziehen wie Wellen durchs Netz und beschädigen die demokratische Streitkultur.

aufschaukeln und verstärken. Ressentiments, Wut und Hass ziehen wie Wellen durchs Netz und beschädigen die demokratische Gesprächs- und Streitkultur und verstärken Atmosphären gegenseitiger Verdächtigungen und Verschwörungstheorien. Die Themen, die man eigentlich verhandeln wollte, gehen darin unter.

Gleich zu Beginn markieren wir, wo wir herkommen. Ob wir damit auf offene Ohren stoßen? Oder wird eine so erkennbar christliche Grundhaltung viele eher verschrecken? *Das zweite Gebot: Nicht richten.* Ohne eine ausgeprägte Urteilskraft ist demokratisches Handeln nicht möglich. Demokratische Prozesse brauchen klare Unterscheidungen und Entscheidungen. Vorschnelle moralische Urteile über andere beschädigen diese Bemühung. Denn Urteilskraft wird im Gespräch gebildet. Das Internet befördert die Neigung zum schnellen, oft letzten Urteil über andere. Im vernichtenden Kommentar oder in der moralischen Verächtlichmachung von Mitmenschen. Stets gilt es zu bedenken, dass die eigenen Urteile ein Irrtum sein können

und wir selbst Schonung und Nachsicht nötig haben. Und vor allem: Letzte Urteile übereinander stehen niemandem zu.

Gute Gebote führen in die Freiheit. Sie sprechen Möglichkeiten zu, die zu ergreifen man sich ohne sie nicht erträumt hätte. *Das dritte Gebot: Sich Zeit lassen.* Die Demokratie lebt von guten Entscheidungen, nicht von schnellen. Um diese zu finden, hat sie in Institutionen und Verfahren viele Verzögerungen, Filter, Verlangsamungen verordnet. Viele sehen darin eine Schwäche, aber es liegt auch eine Stärke darin. Dies gilt auch und vor allem im Internet. Sich mit Äußerungen im Netz Zeit lassen, heißt, diese stets einmal zu überdenken, sie zu über-schlafen, grundsätzlich das Tempo herauszunehmen. Denn wer sich vom schnellen Netz hetzen lässt, hat schon verloren, und kurz ist der Weg vom Gehetzt-Werden zum Selbst-Hetzen.

Nicht alles nachtragen

Es gibt eine Emotionalität des Rationalen, in der ein wichtiger moralischer Impuls liegt: von sich selbst absehen und auf die Sache schauen! *Das vierte Gebot: Sachlich werden.* Demokratische Kultur lebt von der leidenschaftlichen, aber auch sachlichen Debatte. Im Internet wird dieser Streit der Argumente ohne Abstände und ohne Filter ausgetragen. Da gehen leicht die Affekte durch. Die Chancen, im Internet Wissen zu teilen, werden verspielt. Es regieren die Emotionen. Mehr als in der analogen Welt braucht es hier einen kühlen Kopf und eine Leidenschaft der Sachlichkeit sowie eine Haltung, dem anderen seine Affekte und Emotionen nicht immer nachzutragen.

In der Ethik geht es darum, die Allgemeingültigkeit der eigenen Handlungsmaximen zu prüfen. Es geht aber auch darum, zu sich selbst zu finden. *Das fünfte Gebot: Abstand halten und sich nicht gemein machen.* Demokratische Gesellschaften brauchen ein rechtes Maß von Nähe und Distanz. Das Internet verkürzt die Abstände, ohne jedoch leibliche und körperliche Nähe zu ermöglichen. Diese digitale Nähe ist eine Chance, aber gleichzeitig eine Gefährdung, gegen die Diskretion, Aufmerksamkeit und Empathie für den anderen eingeübt werden müssen. Hierzu gehört auch die Zurückhaltung, fragwürdige Inhalte im Internet zu rasch und ohne Prüfung zu teilen und zu verbreiten. Gerüchteküchen, Klatschblasen oder missionarisches Verteilen von „fake news“ werden im Netz allzu leicht zu Hetzmeuten und Verschwörungsgemeinschaften.

Eines der hehrsten Prinzipien klassisch-idealistischer Ethik heißt „Achtung“. Ins heutige Alltagsdeutsch übersetzt, würde man von „Respekt“ sprechen. Er ist gerade dem zu erweisen, mit dem man sich streitet. *Das sechste Gebot: Das Gegenüber im Netz respektieren.* Der Respekt vor dem anderen gehört zu den Grundhaltungen der Demokratie. Der andere ist wie ich: endlich und fehlbar, frei und verletzbar, versucht, sich seine Meinung zu bilden, und ist dem Wechsel von Missverständnissen und Einsichten unterworfen. Im Umgang miteinander braucht es den Mut, die eigene Position klar zu vertreten, aber auch zur Diskussion zu stellen, die faire Auseinandersetzung mit dem Gegner und immer wieder der Willen zur genauen Interpretation der gemeinsamen Situation.

*Mose mit den Tafeln des Dekalog.
Votivbild aus Moresco/Norditalien, 18. Jahrhundert.*

Über das nächste Gebot haben wir am intensivsten gestritten. Einige meinten, Anonymität im Netz sei ein unverzichtbares Gut: Man denke nur an diejenigen, die in Unrechtsregimen für Demokratie streiten. Dennoch haben wir diese Gebot so formuliert, weil es uns für anständige und konfliktfähige Kommunikation unerlässlich erscheint, dass man den anderen sieht und selbst sichtbar ist. *Das siebte Gebot: Sein Gesicht zeigen.* Wie immer in der Öffentlichkeit sollte man auch im Netz genau überlegen, was man von sich preisgibt und was man für sich behält. Anonymität kann in repressiven Verhältnissen ein legitimer Schutz der Schwachen sein. Sie kann aber auch feige, verlogen und zerstörerisch sein. Dem sollte man mit gutem Beispiel entgegenreten. Dazu gehört, dass man sich auf das, was man sagt und schreibt, ansprechen lässt. Gesicht zu zeigen, bedeutet zum Beispiel, eine deutliche Haltung zu vertreten, an der sich auch andere orientieren oder der sie mit Gründen widersprechen können.

Neugier gehört in der christlichen Tradition nicht zu den Tugenden, sondern zu den Lastern. Das sehen wir anders. Wir wollen neugierig bleiben auf Auffassungen, die wir nicht kennen oder nicht teilen. *Das achte Gebot: Vor allem den Widerspruch schätzen.* Demokratie setzt Opposition voraus. Ohne den Widerspruch der Opposition gegen die Regierung verliert die Demokratie ihr Herz. Das Internet und seine Neigung, dies und das für gut zu erklären oder zu empfehlen, kann in eine Atmosphäre sentimentaler Positivität und der Widerspruchslosigkeit führen. Widerspruchsfähigkeit ist eine demokratische Haltung. Sie sollte zwar nicht zur Dauerempörung oder zum kindlichen Trotz verkommen. Wer aber auf Widerspruch nur

gereizt oder überempfindlich reagiert, nimmt sich die Chance auf bessere Einsichten.

Alle Gebote, die auf eine bestimmte Sensibilität abzielen, sind ein Widerspruch in sich. Genau deshalb sind sie so wichtig. *Das neunte Gebot: Berührbar bleiben und sich entrüsten.* Nicht: Empört euch! Und auch nicht: „Entpört euch!“ (#JoachimBittner). Warum aber nicht: „Entrüstet Euch!“? Die eigenen Borniertheiten und Waffenschilde des Besserwissens ablegen und dem Wortsinn vertrauen: Entrüsten ist ohne Entwaffnen nicht zu haben. Der Entrüstete macht sich wehrlos. Die fal-

Obne die Fähigkeit, sich schämen zu können, ist ein Zusammenleben schwer vorstellbar.

schen Entrüstungen würden weniger! Die falsche Empörung ist ja nicht selten nur die Kehrseite einer kalten Gleichgültigkeit, die das Interesse an dem Anderen und dem Gemeinwohl aufgegeben hat.

Ist die Ehrfurcht der Beginn der Weisheit? Oder ist es nicht eher die Scham, also die Fähigkeit, sich mit den Augen der anderen zu sehen – und die Schamhaftigkeit anderer zu achten? *Das zehnte Gebot: Sich schämen können und Beschämungen vermeiden.* Ohne die Fähigkeit, sich schämen zu können, ist ein Zusammenleben schwer vorstellbar. Nur so kann man sich mit den Augen der Anderen sehen. Das Sich-schämen-Können reguliert zudem den schwierigen Übergang von Intimität zur Öffentlichkeit. Einen Anderen jedoch in der Öffentlichkeit zu beschämen, ist eine fragwürdige Intervention, von der nur in Ausnahmesituationen Gebrauch gemacht werden sollte. Eher gilt es, dem Anderen Scham zu ersparen und die Schamgefühle anderer zu respektieren. Es braucht Dezenz und Pietät, um die eigene Schamgrenze oder die des Gegenübers zu erkennen und nicht zu verletzen. Ohne ein Bewusstsein für den Wert der Grenze geht es auch im grenzenlosen Internet nicht.

Eine gute Ethik ist daran zu erkennen, dass sie um ihre Grenzen weiß, besonders um ihre Grenze zum Rechtlichen hin. *Das elfte Gebot: Anstand und Recht unterscheiden.* Es ist die Aufgabe des Rechtes, durch Gesetze für den rechtmäßigen Umgang mit Persönlichkeitsrechten, für entsprechenden Datenschutz, für eine angemessene Transparenz von Algorithmen zu sorgen und die Macht der großen Plattformen zu regulieren. Gebote des Anstands haben grundsätzlich keine gesetzliche Regelungskraft, sind lediglich subjektive Empfehlungen und gewinnen ihre Wirkmacht durch möglichst weit verbreitete Verwirklichung. Defizite der Gesetzgebung oder ihrer Durchsetzung können durch Aufrufe nach mehr Anstand nicht ersetzt oder kompensiert werden. Anstand und Recht sind daher stets voneinander zu unterscheiden.

Eine zeitgenössische Ethik guter Kommunikation, die sich christlicher Tradition verpflichtet weiß, darf kein Interesse daran haben, das Streiten zu beenden. Es muss ihr allein darum gehen, ein gutes, konstruktives, anständiges Streiten zu ermöglichen. ◀

HINWEIS

Weiteres Material zu den elf Geboten der Streitkultur finden Sie unter: www.anstanddigital.de.



„Wir müssen unser Bewusstsein schulen“

Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen ist trotz aller gegenwärtiger öffentlicher Konflikte optimistisch, dass unsere pluralistische Gesellschaft noch lernen wird, produktiver zu streiten

zeitzeichen: *Herr Professor Pörksen, im Jahr 2018 erschien Ihr Buch „Die große Gereiztheit“, in dem Sie die Erregungskultur unserer Zeit beschrieben haben. Was hat sich seitdem verändert?*

BERNHARD PÖRKSEN: Meine damalige Diagnose der großen Gereiztheit war vor allem mediendiagnostisch gemeint. Die Kernthese lautete: Die Vernetzung der Welt produziert unvermeidlich Verstörung, weil wir uns im „digitalen Dorf“ unter den aktuellen Kommunikationsbedingungen zu nahe kommen. Alles wird unmittelbar sichtbar, das Banale, das Berührende und das Bestialische. Es ist eine Art Sichtbarkeits- und Differenzschock, den wir erleben.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

BERNHARD PÖRKSEN: Es passiert etwas Furchtbares am anderen Ende der Welt, zum Beispiel ein Terroranschlag. Und auf einmal stehen auf einem Hügel in Tübingen die Menschen beieinander, schauen auf ihr Smartphone, registrieren den gerade noch weit entfernten Schrecken und geraten in eine Stimmung der rauschhaften Nervosität. Allerdings: In Zeiten der Pandemie ist die Gereiztheit primär ereignisbedingt und nicht primär medienbedingt. Sie ist geprägt von Verzweiflung, von existenziellen Nöten und von der Einsicht, dass die Strategie der Corona-Bekämpfung in vielen europäischen Ländern nicht wirklich greift.

Wie beurteilen Sie vor dem Hintergrund dieses Erregungszustands, dass sich gerade zurzeit auch bei uns in Deutschland die sogenannten identitätspolitischen Konflikte verschärfen?

BERNHARD PÖRKSEN: Alle haben jetzt eine Stimme, können sich zuschalten, sichtbar werden, idealerweise Gehör



Foto: privat

Bernhard Pörksen (Jahrgang 1969) studierte Germanistik und Biologie in Hamburg und Pennsylvania (USA). 1999 promovierte er über das Thema „Die Konstruktion von Feindbildern“. 2002 wurde er Juniorprofessor für Journalistik in Hamburg und ab 2006 vertrat er den Lehrstuhl für Kommunikationstheorie an der Universität Münster. Seit 2008 ist er Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Pörksen hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, zuletzt erschienen im Carl Hanser Verlag München „Die große Gereiztheit: Wege aus der kollektiven Erregung“ (2018) und gemeinsam mit Friedemann Schulz von Thun „Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik“ (2020).

finden. Unter diesen Bedingungen wird permanent auf einer Metaebene darum gerungen, unter welchen Bedingungen und in welchen Kontexten wir sprechen oder nicht sprechen sollten. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die mit sehr guten Gründen fordern, dass Minderheiten und Menschen, die nicht privilegiert sind, die eine andere Hautfarbe oder eine andere sexuelle Orientierung

haben, nicht mit pauschalen Etiketten belegt, nicht diffamiert und nicht diskriminiert werden. Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die meinen, hier entstehe eine neue Verspanntheit, eine moralisierende Hypersensibilität und man dürfe nicht mehr sagen, was man sagen will.

Wer von beiden hat Recht?

BERNHARD PÖRKSEN: Mein Eindruck ist, dass man sich bei diesen Konflikten oft zu schnell von den sehr realen Diskriminierungserfahrungen, die Menschen machen, die nicht so privilegiert sind wie Sie und ich, entfernt und dann zu ganz grundsätzlichen Diagnosen kommt, die in ihrer Pauschalität falsch sind und von der angeblichen Großgefahr der politischen Korrektheit oder eines vermeintlichen Gesinnungsterrors handeln. Kurz und knapp: Man darf in diesem Land alles sagen, aber es bleibt aufgrund der neuen Kommunikationsbedingungen nicht unwidersprochen. Es gibt nun mal kein Menschenrecht auf Beifall – und das ist eigentlich eine gute Nachricht.

Also sind das alles nur eingebildete Probleme?

BERNHARD PÖRKSEN: Nein, es gibt im Einzelnen ungerechte Attacken und unnütze Aufreger, also aus meiner Sicht völlig sinnlose Verwerfungen und Verfeindungen. Aber im Grundsatz – und das ist für viele neu und ungewohnt – bekommen diejenigen, die sich vorher leicht ignorieren ließen, eine andere Sichtbarkeit, eine andere Anerkennung, ein anderes Forum des Gehört-Werdens, sprich: Sie haben Zugang zur Öffentlichkeit. So wird Unterschiedlichkeit in einer ganz anderen Radikalität und Direktheit manifest. Dies vor allem als Bedrohung im Sinne der „politischen Korrektheit“ oder der „Identitätspolitik“ zu rahmen, schiene

mir ganz falsch. Denn wenn wir dieses Spiel weitertreiben, dann werden wir uns das nächste Jahrzehnt lang mit hoher Energie wechselseitig verfeinden.

Wie kann man das verbinden, beziehungsweise vor welche Aufgabe ist unsere Gesellschaft auf diesem Feld gestellt?

BERNHARD PÖRKSEN: Die Antwort fällt mir schwer. Mir gefällt jedoch die Formulierung, die Friedemann Schulz von Thun in unserem Buch über „Die Kunst des Miteinander-Redens“ für diese so entscheidende Frage findet. Er unterscheidet eine Harmonie erster und zweiter Ordnung. In der Harmonie erster Ordnung werden Unterschiede weggedrückt, ausgeblendet, Andersdenkende marginalisiert. Und es herrscht, vordergründig zumindest, die Illusion der Einheitlichkeit. In der Harmonie zweiter Ordnung werden unterschiedliche Sichtweisen nicht mehr ignoriert, sondern integriert – eben auf dem Weg zu einer vielfältige-

ren, umfassenderen Form von Gemeinschaft. Wie das genau gelingen kann, welche Art der politischen Ansprache und der alltäglichen Kommunikation es hierfür bräuchte? Das ist offen. Aber hier handelt es sich gewiss um eine der entscheidenden Fragen unserer Zeit.

Das klingt – mit Verlaub – etwas idealistisch. Wie kann uns denn als Gesellschaft so ein Wechsel der Harmonieebenen gelingen?

BERNHARD PÖRKSEN: Es gibt kein Patentrezept, aber es braucht das Ringen um den genauen Blick, die Nuance, die Vermeidung pauschaler Attacken, die von der Kritik an der Position sofort zur Verdammung der Person und des „ganzen Menschen“ gelangen. Zum einen gilt es also, nach einer Sprache zu suchen, die diskriminierungssensibel ist und die Schmerzen wahrnimmt, die marginalisierte Gruppen in dieser Gesellschaft empfinden und die man sich nicht vorstellen kann, wenn man

sich an die eigene privilegierte Position gewöhnt hat. Zum anderen ist gerade jetzt eine Kommunikationstugend nötig, die Schulz von Thun und ich die respektvolle Konfrontation nennen. Sagen, was zu sagen ist; sich nicht opportunistisch wegducken. Aber eben auch nicht auf die Abwertungs-spirale und das Spiel pauschaler Verunglimpfungen einsteigen, das das Kommunikationsklima nur weiter ruiniert. Darauf käme es jetzt an.

Sollten sich die Professorinnen und Professoren und andere Privilegierte dieser Gesellschaft also einfach ein bisschen mehr Robustheit in diesen Diskussionen zumuten?

BERNHARD PÖRKSEN: Mit dem Ideal robuster Zivilität kann ich sehr viel anfangen. Timothy Garton Ash hat diese Formulierung in seinem Buch über die Redefreiheit verwendet. Und gleichwohl gilt: Es ist für alle Beteiligten natürlich alles andere als angenehm, öffentlich attackiert zu werden.

schaut hin

Mk 6,38



oekt.de — Servicenummer: +49 69 24 74 24-0



3. Ökumenischer Kirchentag

Frankfurt am Main, 13. – 16. Mai 2021

digital und dezentral

Und dazu kommt dann noch das, was Sie vor drei Jahren als „Empörung zweiter Ordnung“ diagnostiziert haben. Was ist genau darunter zu verstehen?

BERNHARD PÖRKSEN: Wir leben in einer Übergangsphase. Die Mediendemokratie alten Typs zentrierte sich um mächtige journalistische Gatekeeper, die am Tor zur öffentlichen Welt darüber befinden konnten, was als interessant und relevant gelten konnte. Heute kann sich jeder barrierefrei zuschalten, und insofern vervielfältigt und pluralisiert sich die Zahl der Empörungsangebote radikal. Unter diesen Bedingungen ist die alte Deutungsautorität gebrochen und die Empörung über die Empörung der jeweils anderen Seite wird zum kommunikativen Normalfall.

Das kann ja ganz unterhaltsam sein. Wie nimmt das nach Ihrer Meinung der Großteil der Rezipientinnen und Rezipienten wahr: Finden die das gut, oder sind sie dessen eigentlich überdrüssig?

BERNHARD PÖRKSEN: Es gibt diejenigen, die das Getümmel, das Spektakel und die Neigung zur öffentlichen Schlammschlacht als eine Art von Zuspitzungsentertainment genießen. Und es gibt diejenigen, die diese Debatten versuchen zu analysieren und dabei etwas erleben, was man Wutmüdigkeit nennen könnte oder *rage fatigue* – also eine Art Empörungerschöpfung. Sie fragen sich entgeistert: Wie können wir die Krisen der Gegenwart mit dem nötigen Ideenreichtum und mit der nötigen Wachheit beschreiben und analysieren, wenn wir schon bei kleinsten Aufregern derart in Rage geraten?

Welche Strategien empfehlen Sie, wenn man von Anfeindungen oder gar einem sogenannten Shitstorm betroffen ist? Ist Aussetzen eine Option? Denn meistens ist das ja dann doch auch schnell vorbei. Oder sollte man doch lieber aktiv werden?

BERNHARD PÖRKSEN: Das kommt darauf an, worum es sich konkret handelt. Ein Unternehmen, das Objekt eines Shitstorms ist, muss die Relevanzfrage stellen, muss sich also fragen, ob der Ur-Anlass der Empörung eigentlich berechtigt ist. Wenn der Anlass der Empörung den Wertekern des eigenen Unternehmens berührt, muss man reagieren, und zwar schnell. Daneben gibt es natürlich auch das sinnlose Erregungsspektakel, das gar nichts mit der eigenen Organisation, Person oder Position zu tun hat – das kann man leichter vorbeiziehen lassen. Entscheidend ist darüber hinaus auch immer: Wer greift die Empörung auf? Wenn die klassischen, etablierten Medien einen Shitstorm aufgreifen, dann ist er in der Welt, und dann sollte man auf jeden Fall reagieren.

Fatalerweise vergisst das Netz nichts. Deswegen gibt es ja immer wieder Versuche, das Netz zum Vergessen zu zwingen. Wie beurteilen Sie die bisherigen



Maßnahmen der Politik, zum Beispiel das Netzwerkdurchsetzungsgesetz. Hat das irgendeinen Sinn? Soll man auf dieser Spur weitergehen?

BERNHARD PÖRKSEN: Natürlich ist die Durchsetzung des Rechts unbedingt geboten. Und wenn sie mit entsprechenden Bußgeldandrohungen verbunden sind, zeigen sich auch die großen Plattformen wie Facebook beeindruckt. Was strafrechtlich relevant ist, muss verfolgt werden, ganz klar. Aber eigentlich steckt in der laufenden Kommunikationsrevolution ein gigantischer Bildungsauftrag, der gesellschaftspolitisch noch gar nicht entziffert ist.

Welchen Bildungsauftrag meinen Sie?

BERNHARD PÖRKSEN: Das Grundproblem ist: Diejenigen, die man früher das Publikum genannt hätte, sind längst medienmächtig, aber noch nicht medienmündig. Wie damit umgehen? Wie die Medienbildung verstärken? Meine Bildungsvision nenne ich die redaktionelle Gesellschaft. Die Grundidee lautet, dass in den Maximen des guten Journalismus eine allgemeine Ethik für die Kommunikation im digitalen Zeitalter steckt. Diese Maximen sind heute für jeden nützlich, so behaupte ich. Sie lauten beispielsweise: „Prüfe erst, publiziere später! Verlasse Dich nie nur auf eine einzige Quelle! Höre immer auch die andere Seite! Mache ein Ereignis nicht größer als es ist, orientiere Dich an Relevanz und Proportionalität. In den Maximen des guten, idealgedachten Journalismus findet sich, so meine These, ein modernes Wertekorsett für das öffentliche Sprechen im digitalen Zeitalter.“

Wo sollen den vielen, vielen Menschen, die heutzutage unsere gesellschaftliche Kommunikation gestalten, diese Werte vermittelt werden?

Franz Radziwill (1895 – 1983): „Der Sturm und das Bürgerzimmer“, um 1920.

BERNHARD PÖRKSEN: Sie sollten in den Schulen gelehrt werden. Sehen Sie, wir erleben eine laufende Kommunikationsrevolution, die in etwa vergleichbar ist mit der Erfindung der Schrift oder der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Ich glaube in der Tat, dass es längst ein eigenes Schulfach braucht.

Wie könnte so ein Schulfach konkret aussehen?

BERNHARD PÖRKSEN: Es sollte verschiedene Säulen besitzen. Die erste Säule wäre die Medien- und Machtanalyse. Das Ziel müsste es sein, Medien als Werkzeuge der Welterkenntnis verstehen zu lernen – von der Zeitung bis zum Radio hin zum Fernsehen und dem Netz. Die zweite Säule wäre die Medienpraxis. Es müsste das Ziel sein, das öffentliche Sprechen einzuüben, die Kunst der Rhetorik an die Schulen

„Es käme jetzt darauf an, den Irrtum zu studieren.“

zurückzuholen – und sich im Unterricht zu fragen: Was ist ein seriöses Argument? Was ist eine seriöse Quelle und was nicht? Was verdient es, veröffentlicht zu werden und was nicht? Die dritte Säule wäre schließlich eine Disziplin im Grenzbereich zwischen Sozialpsychologie und Medienanalyse, die man angewandte Irrtumswissenschaft nennen könnte. Hier könnte man sich mit der ungeheuren Irrtum anfälligkeit und Bestätigungssehnsucht des Menschen auseinandersetzen – auch als Reaktion auf die erlebbare Wahrheitskrise im öffentlichen Raum.

Man sollte sich also gründlich die Fehlbarkeit des Menschen anschauen?

BERNHARD PÖRKSEN: Ja, absolut. Den Irrtum zu studieren, um die Wahrscheinlichkeit des Irrtums unwahrscheinlicher werden zu lassen, darauf käme es an. Letztlich geht es darum, ein Bewusstsein zu schulen, das man Öffentlichkeitsbewusstsein nennen könnte. So wie in den 1970er-Jahren

das Umweltbewusstsein entstanden ist als Reaktion auf die Ausplünderung des Planeten, bräuchte es jetzt eine Art Öffentlichkeitsbewusstsein als Reaktion auf die publizistische Vermüllung und Ausbeutung der öffentlichen Außenwelt. Diese Sensibilitäts-schulung, um die es mir geht, sollte in den Schulen beginnen.

Wagen Sie einen Blick in die Zukunft! Wie wird sich die emotional-mediale Entwicklung fortsetzen?

BERNHARD PÖRKSEN: Schwer zu sagen, aber meine hoffnungsvolle Spekulation lautet, dass wir uns in einer Übergangsphase der Medienentwicklung befinden, in einer Phase der digitalen Pubertät. Und irgendwann, eben dies legt diese Metapher nahe, finden wir aus dieser Pubertät heraus. Und dies kann durch das Training der eigenen Medienmündigkeit gelingen. Allerdings wird diese Übergangsphase von einer großen Zahl von Kommunikationskonflikten geprägt sein, weil die laufende, im Untergrund wirkende Medienrevolution noch nicht bewältigt, noch nicht eingehegt und noch nicht ethisch-moralisch domestiziert ist. Das heißt: Das Miteinander-Reden wird gleichzeitig wichtiger und schwieriger und muss im Blick auf zukünftige Großkrisen effektiver werden.

Sind Sie, was diese Herausforderung angeht, eher Optimist oder eher Pessimist?

BERNHARD PÖRKSEN: Ich bin analytisch oft pessimistisch und strategisch und aus grundsätzlichen Überlegungen heraus jedoch optimistisch. Denn eines ist mir sehr klar: Aufklärung, Bildung, das Bemühen und auch Ringen um ein demokratisches Miteinander – all dies lebt von einem Minimum an Optimismus. Und man muss die Mündigkeit und Entwicklungsfähigkeit des Anderen und auch der eigenen Person voraussetzen, muss an sie glauben. Das bedeutet, ein gewisser Grundoptimismus ist für Demokratinnen und Demokraten tatsächlich alternativlos.

Das Gespräch führte Reinhard Mawick am 4. März per zoom.

„Wachsen in allen Stücken“

Warum sich der Epheserbrief als ökumenische Programmschrift eignet

ULRICH HECKEL

In theologischen und ethischen Fragen, zum Beispiel beim Abendmahl oder in der Frage von Suizidassistenten in kirchlichen Einrichtungen, gibt es momentan erhebliche Dissense zwischen Protestanten und Katholiken. Trotzdem gilt: Ökumene ist biblisch geboten, wie der Neutestamentler Ulrich Heckel, der das Dezernat „Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche“ der württembergischen Landeskirche in Stuttgart leitet, anhand seiner Analyse des Epheserbriefes zeigt.

Zu den ökumenisch meist zitierten Bibelworten gehört Epheser 4,5: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“. Darauf berufen sich Lutheraner schon im Jahre 1530 im Augsburger Bekenntnis bis in die jüngste Zeit in den Selbstverpflichtungen des Lutherischen Weltbundes (2018). Aus dem Epheserbrief begründet auch das II. Vatikanum die Einheit der Kirche und den Papst als „immerwährendes und sichtbares Prinzip und Fundament der Einheit des Glaubens und der Gemeinschaft“.

Nun möchte Kardinal Kurt Koch nach dem Vorbild der *Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre* von Vatikan und Lutherischem Weltbund (1999) eine weitere gemeinsame Erklärung über Kirche, Eucharistie und Amt erarbeiten. Auf diesem Felde hakt es zurzeit, wie die Kritik Kochs an der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zeigt (siehe Seite 71). Dabei könnte der Epheserbrief eine ideale Verständigungsgrundlage bieten.

Es ist eine Pointe, um nicht zu sagen Ironie der Kirchengeschichte, dass gerade der Epheserbrief erstmals programmatisch geleistet hat, was man 2000 Jahre später fordert, nämlich für die weltweite Kirche eine hermeneutisch reflektierte *Theologie der Einheit* zu entwickeln. Sieben Merkmale zählt er auf. Wie das altkirchliche Glaubensbekenntnis Nicaeno-Constantinopolitanum 387 im Glauben an „die eine, heilige, christliche und apostolische

Kirche“ vier Kennzeichen der Kirche (*notae ecclesiae*) nennt, könnte man auch die sieben Einheitsaussagen aus Epheser 4,4–6 als *notae unitatis* bezeichnen, als sieben Kennzeichen für die Einheit der Kirche.

Der Epheserbrief erwähnt den Apostel Paulus als Verfasser, wird heute aber meist einem Paulusschüler um 90 nach Christus zugeschrieben. Drei Jahrzehnte nach dem Tod des Apostels wirft er die geradezu schon ökumenische Frage auf, was die von ihm gegründeten Gemeinden im ganzen Mittelmeerraum zusammenhält. Im Zentrum steht die Frage nach der Einheit der Kirche.

Die Einheit der Kirche aus Heiden und Juden: In Kapitel 2,11–18 erinnert der Autor daran, dass seine Adressaten einst als Heiden vom Bürgerrecht Israels ausgeschlossen waren, jetzt aber in Christus Jesus sind, der aus beiden „eins“ gemacht hat. Damit greift er das Resümee aus Galater 3,27f auf, dass hier nicht Jude noch Grieche ist, sondern „ihr seid auf Christus getauft“ und darum „allesamt einer in Christus Jesus.“ Und er verbindet es mit der Aussage in *1Korinther*, dass alle Gemeindeglieder durch *einen Geist* in *einen Leib* getauft sind (12,13).

Durch Laib zum Leib

Für den leibhaftigen Paulus ist der *Leib Christi* das zentrale Leitbild für die Kirche. In Römer 7,4 bezieht er den Ausdruck exakt auf den Leib Jesu, der in den Tod gegeben wurde. Die Einsetzungsworte leiten daraus zweitens eine sakramentale Bedeutung ab: „Das ist mein Leib für euch“ (*1Korinther* 11,24), „die Gemeinschaft des Leibes Christi“ (10,16). Aus dieser Gemeinschaft folgert Paulus nun: Indem „alle“ von diesem „einen Brot“ essen, werden sie zu einer Einheit wie ein Leib mit vielen Gliedern. Die Gemeinschaft *mit* dem Leib Christi in der Mahlfeier begründet die Einheit der Gemeinde *als* Leib Christi. Oder in ein deutsches Wortspiel übertragen: Durch das Essen von dem einen *Laib* Brot sind sie alle der eine *Leib*, der Leib Christi.

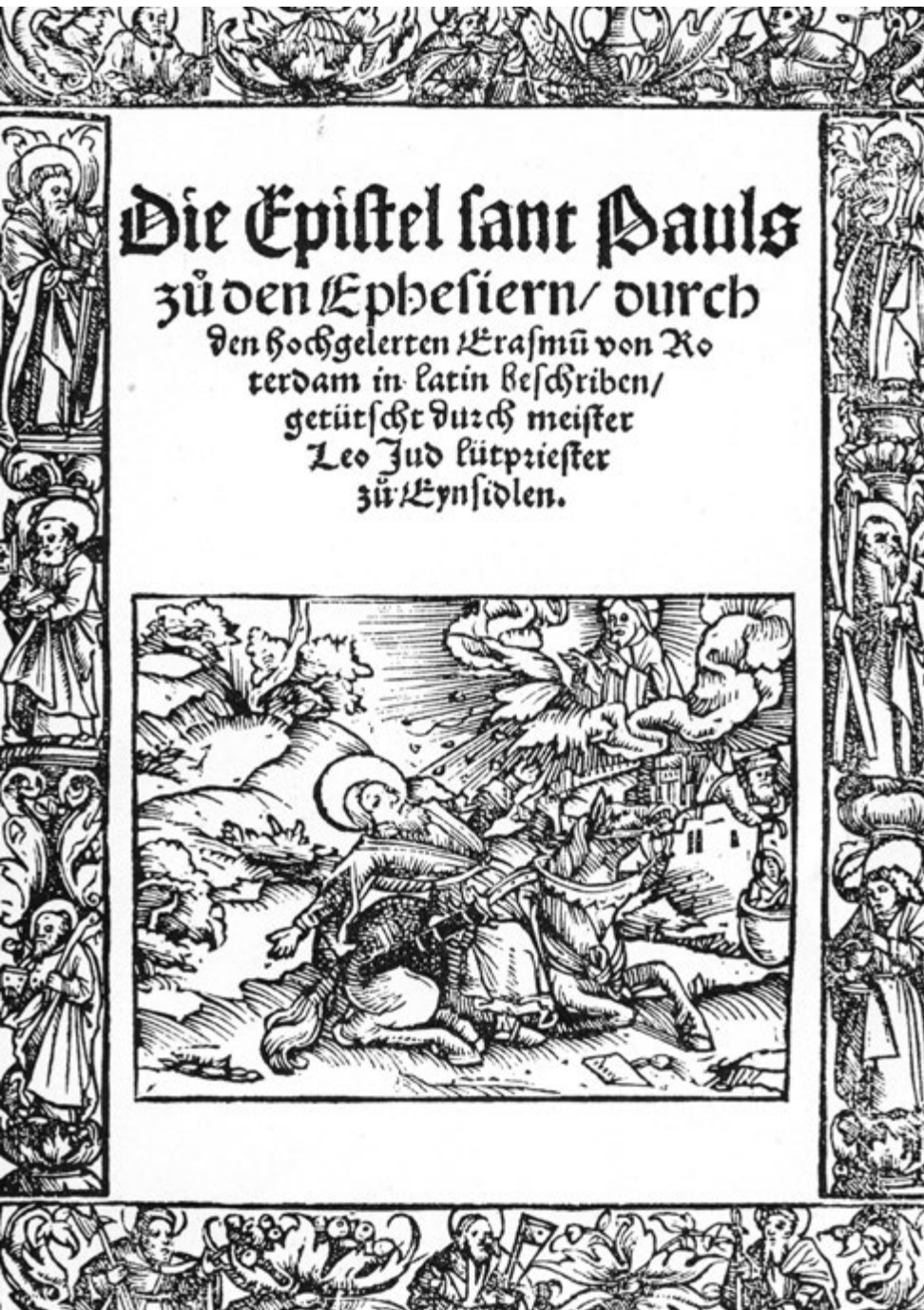
Der Epheserbrief nimmt diese Einheitsaussagen aus Galater und *1Korinther* nun so auf, dass Heiden und Juden durch die Taufe „in Christus Jesus“ „eins“ sind „in einem Leib“ und „in einem Geist“. Christus selbst ist das handelnde Subjekt: Er hat durch seinen Tod am Kreuz „Frieden gemacht“ und die Menschheit in einem Leib mit Gott „versöhnt“. Dass nun beide „Zugang“ zum Vater haben, ist ein kultischer Ausdruck für das Hinzutreten des Kultpersonals zum Heiligtum, das Treten vor Gott. Dieser Zugang geschieht im Gottesdienst, in dem die geistliche Einheit auch „in einem Leib“ sichtbar wird.

Die sieben Kennzeichen der Einheit: Weil Christus die Einheit der Kirche bereits „geschaffen“ hat (2,14f), gilt es diese nicht erst herzustellen, sondern zu „bewahren“

Die Einheit der Kirche hat Christus bereits geschaffen.

(4,3). Sieben Kennzeichen werden benannt (4,1–6). Die Aufzählung beginnt mit der Doppelwendung „ein Leib und ein Geist“, die auf Taufe und Herrenmahl anspielt (siehe oben). Dann folgt die „eine Hoffnung“, zu der alle Heiligen berufen sind, den Reichtum der göttlichen Herrlichkeit zu erben. Damit erhält die Einheit der Kirche eine endzeitliche Perspektive. Sie ist noch im Werden – oder bildlich gesprochen im Wachsen, im Aufbau, in der Vervollkommnung.

Die Trias „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ ist im Epheserbrief stilistisch kunstvoll gestaltet. Der „eine Glaube“ fasst zusammen, worin die „Einheit des Glaubens“ (4,13) besteht: Was „alle“ verbindet, ist das Bekenntnis zu dem *einen Herrn* samt der „Erkenntnis des Sohnes Gottes“. Die „eine Taufe“ bringt auf den Begriff, dass durch die Taufe „alle“ einer sind in Christus (Galater 3,27f), „alle“ in einen Leib aufgenommen und mit einem Geist getränkt sind (*1Korinther* 12,13). Am



„Bekehrung des Saulus“. Titelseite von „Die Epistel Sankt Pauls zu den Ephesern“ von Erasmus von Rotterdam, 1521.

Ende steht das Bekenntnis zu dem „einen Gott und Vater aller“ als Urheber, Grund und Garant der Einheit. An diesen sieben Kennzeichen hängt die Einheit der Kirche – mehr ist nicht erforderlich.

Das Amt, die Ämter und die Einheit der Kirche: Was unter den Kennzeichen der Einheit nicht aufgelistet wird, ist das Amt. Kommt der Epheserbrief auf Ämter zu sprechen (4,7–16), so nennt er immer mehrere Funktionen und auch die

Amtspersonen stets im Plural. Die Einheit der Kirche lebt vom *Evangelium* der Versöhnung, das schon Christus verkündigt hat (2,17) und dessen Diener Paulus geworden ist (3,6–8). Da der Apostel seit bald drei Jahrzehnten verstorben ist, muss der Epheserbrief nun eine theologische Begründung für die Verstetigung der Verkündigung liefern.

„Apostel“ und „Propheten“ sind bereits Ämter der Vergangenheit, die ins-

besondere in Gestalt des Paulus wegen ihrer grundlegenden Botschaft selbst schon als „Fundament“ der ganzen Kirche (2,20f) bezeichnet werden. Dann folgen drei Ämter der Gegenwart: Der Titel „*Evangelisten*“ bezeichnet keine institutionalisierten Amtsträger, bringt aber treffend auf den Begriff, was grundsätzlich Wesen und Aufgabe eines jeden Funktionsträgers ist, nämlich das Evangelium vom Frieden Christi zu verkündigen.

Umschreibende Bezeichnungen

„Hirten und Lehrer“ ist eine Doppelwendung, die die Leitungsaufgabe umschreibt. Die Aufgabe der Lehrer besteht im Weitergeben des Glaubensbekenntnisses und von Jesusworten wie der Abendmahlsüberlieferung (1.Korinther 11,23; 15,1–5). Das Wort „Hirten“ wird im Neuen Testament nur in Epheser 4,11 als Titel verwendet. Es ist hier aber noch keine feststehende Amtsbezeichnung, sondern bringt lediglich die Aufgabe der Gemeindeführung auf den Begriff, die sonst durch das Bild des Weideauftrags umschrieben wird (so Apostelgeschichte 20,28; 1.Petrus 5,2; Johannes 21,15–17).

Christus selbst, der Gekreuzigte und Erhöhte, war es, der diese *Ämter der Wortverkündigung* „gab“ (4,11), also einsetzte (1.Korinther 12,5,28). Weil es um die Institutionalisierung solcher Ämter überhaupt geht, vermeidet der Autor des Epheserbriefes die sonst üblichen Amtsbezeichnungen Presbyter, Bischof oder Diakon, hebt aber umso nachdrücklicher das Wesen und die Aufgabe kirchlicher Leitungsfunktionen hervor. Offensichtlich will er durch seine umschreibenden Bezeichnungen die Ämterstruktur gerade nicht festschreiben, sondern nur die prinzipielle Notwendigkeit der Wortverkündigung einschärfen, die konkrete Ausgestaltung aber bewusst für unter-

„Fundament der Einheit“ sind nicht die kirchlichen Ämter der Gegenwart.

schiedliche Entwicklungen offenhalten. „Fundament der Einheit“ sind im Epheserbrief also nicht die kirchlichen Ämter der Gegenwart (4,11), sondern allenfalls „die Apostel und Propheten“ der Gründergeneration (2,20), denen das Geheimnis



Beginn der Epistel des Paulus an die Epheser. Buchmalerei in einer Bibelhandschrift des 15. Jahrhunderts.

des göttlichen Heilsplans offenbart wurde. Fundamental ist allerdings nicht deren Amt, sondern ihr Zeugnis des Evangeliums, wie es im Epheserbrief aufgeschrieben ist (3,3–9). Auch als „sichtbares Prinzip ... der Einheit“ gelten im Epheserbrief nicht die Ämter, sondern das Evangelium, und zwar im doppelten Wortsinn des lateinischen *principium*: Anfang und Grundlage für die Einheit ist das Evangelium vom Frieden Christi, das im Gottesdienst seinen Sitz im Leben hat.

Folgerungen für die Ökumene: Der Epheserbrief fragt programmatisch nach der Einheit der Kirche. Das Bild vom einen Leib beschreibt nicht die einheitliche Organisation einer Körperschaft, sondern die Vitalität eines lebendigen Organismus. Mit der Vielfalt der Glieder sind nicht einzelne Kirchen gemeint, sondern alle in Christus Versöhnten. Die Einheit wird als personale Gemeinschaft der vom Geist Geheiligten, Gläubigen und Getauften verstanden, aber nicht von der Institution

her gedeutet. Wesentlich bleibt nur die institutionelle Verankerung des Verkündigungsamtes, da die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden von der Verkündigung des Evangeliums lebt.

Als Gemeinschaft aller Gläubigen hat die Einheit der Kirche einen geistlichen Charakter, aber sie ist keine rein spirituelle oder ideelle Größe, sondern gewinnt leiblich sichtbare Gestalt, wo die Gemeinschaft der Versöhnten „in einem Leib“ zusammenkommt, das heißt: im Gottesdienst. Hier wird der Epheserbrief vorgelesen, das Evangelium des Friedens verkündigt, getauft, im Mahl die Gemeinschaft des Leibes Christi gefeiert, gebetet und gesungen. Diese Einheit gilt es in *ökumenischen Gottesdiensten* zu bewahren und wiederzugewinnen.

Das Sakrament der Einheit: Nach der Magdeburger Erklärung aus dem Jahre 2007, in der es erstmals zu einer formalen Vereinbarung über die wechselseitige Anerkennung der in elf verschiedenen Kirchen in Deutschland vollzogenen Taufen kam, gilt die „eine Taufe“ (Epheser 4,5) „als ein Zeichen der Einheit aller Christen“. Ist die Taufe als Sakrament der Einheit anerkannt, so stellt sich umso schmerzlicher die Frage, warum die Eucharistie beziehungsweise das Abendmahl immer noch das Sakrament der Trennung ist, an dem die Spaltung des Leibes Christi sichtbar wird. Oder paulinisch ausgedrückt: Warum die Aufnahme in den Leib Christi durch die Taufe akzeptiert werden kann, die Teilnahme an der Gemeinschaft des Leibes Christi in der Mahlfeier aber verwehrt bleiben soll. Dies ist ein krasser Widerspruch, mit Kardinal Kasper gespro-

Das Verbot eines gemeinsamen Abendmahls ist „letztlich ein Skandal“.

chen „eine tiefe Wunde am Leib des Herrn und letztlich ein Skandal. Wir dürfen uns damit nicht abfinden.“

Nach Paulus geben beide Sakramente Anteil am Heil Christi (1Korinther 10,1–4), sowohl die anfängliche Aufnahme in den Leib Christi durch die Taufe (12,13) als auch die regelmäßige Vergegenwärtigung dieser Gemeinschaft im Herrenmahl (10,16f). Daher wäre es im Sinne einer paulinischen Theologie des Leibes Christi, im

ökumenischen Gespräch vom „einen Leib“ ausgehend den Zusammenhang zwischen der Eingliederung durch die „eine Taufe“ und der Aktualisierung dieser „Gemeinschaft des Leibes Christi“ in der Mahlfeier beim Essen von dem „einen Brot“ neu herauszuarbeiten und für die Praxis zu entdecken.

Die gemeinsame Erklärung: Für die gemeinsame Erklärung über Kirche, Eucharistie und Amt bietet der Epheserbrief also eine ideale Grundlage. Sie könnte auf den sieben Kennzeichen der Einheit aufbauen. Auch zu den Ämtern könnte sie gemeinsam festhalten, dass sie von Christus eingesetzt sind und ihr Wesen durch die Verkündigung des Evangeliums bestimmt ist. Besteht in dieser biblischen Grundlage Einigkeit, müssten in einem differenzierten Konsens Unterschiede in der Ämterstruktur nicht mehr kirchentrennend wirken, sondern könnten die weltweite Kirche in versöhnter Verschiedenheit als lebendiger Organismus in der konkreten organisatorischen Ausgestaltung als Körperschaft, in Ämtern, Liturgie, Mission und Diakonie so vielfältig sein wie ein Leib mit vielen Gliedern. Dann könnte auch gezeigt werden, was die paulinische Theologie des Leibes Christi für Taufe und Abendmahl bedeutet.

Belastende Konflikte

Es ist sehr bedauerlich, dass aktuelle ökumenepolitische Konflikte zurzeit die theologische Grundsatzarbeit belasten. Sie bleibt wichtig, obwohl viele abwinken und zuweilen sagen: „Ach, die Theologen“. Aber um möglichst viele mitzunehmen auf dem Weg der Einheit und um eine im Wortsinne nachhaltige Lösung auch in Lehrfragen zu erreichen, die für Katholiken und unter den reformatorischen Kirchen, besonders für die Lutheraner, von vitalem Interesse bleiben, ist es wichtig, dass es auch auf dem Feld der Theologie zu Fortschritten kommt, die möglichst viele mittragen können.

Leitend könnte dabei, wie auf allen Feldern der Ökumene mit den christlichen Geschwistern, die eine Hoffnung auf die endzeitliche Vollendung der Einheit bleiben, die der Epheserbrief in diesen tiefen und schönen Satz gefasst hat: „Lasst uns wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus“ (4,15). ◀

Der Tanz ums Goldene Kalb

Vom Wahn der Digitalisierung in der evangelischen Kirche

JÜRGEN SALZMANN

Geht es nach Veröffentlichungen der EKD und der Landeskirchen, dann ist die „Digitalisierung“ die Heilsbringerin, die den verbliebenen Mitgliedern der Kirche des Leibes Christi den Weg in die Zukunft weisen wird. Sucht man auf dem Internetportal der EKD nach „digital“, erhält man 246 Fundstellen für das Jahr 2020 – für „Jesus“ nur 77!

„Wie Kirche digital erfahrbar wird“, „Digitalisierung hält Einzug in den Gottesdienst“ lauten die Überschriften. Digitalisierung wird verbunden mit sozialer Nähe, neuer Zuversicht, offenen Kirchen, Aufbruch in die Zukunft und vielem mehr. Was Kirche genau mit „Digitalisierung“ meint, erschließt sich unter *#DigitaleKirche* und der „Stabsstelle Digitalisierung“: Es geht unter anderem um Streaming, Videoangebote und um Präsenz auf *Social Media* – letztlich unter Benutzung der allseits bekannten Angebote der Internet-Konzerne, deren extensive Nutzung Mitarbeitenden und Glaubenden empfohlen wird. In der Corona-Pandemie wird dieser Prozess nun vollends umgesetzt.

Problemen und Gefahren damit weicht man lieber aus, irgendwie erscheint Hoffnung auf eine segensreiche Wirkung der Digitalisierung alternativlos. Das Internet wird als ein guter Ort gesehen, in dem friedliche Teilhabe mit Menschen auf der ganzen Welt möglich ist. Natürlich nimmt man am Rande negative Potenziale noch wahr, glaubt aber, hier gestaltend gegenwirken zu können. Ein schwerer Irrtum.

Der Zugang zu den Segnungen des Internets wird von den Plattform-Konzernen *Facebook*, *Google*, *Amazon* und *Co* gesteuert. Für sie ist es ein Milliardengeschäft, das auf der freiwilligen Auslieferung unserer Lebensspuren beruht. Mit ihren Algorithmen treffen sie dann nicht nur Aussagen über unser Leben, sondern

können mittlerweile Verhalten steuern und produzieren, sodass es zu von ihnen gewünschten Resultaten führt. Kann das im Interesse der Kirche sein? Es kommt aber noch schlimmer.

In den Händen der Digital-Konzerne ist das Internet zu einem Ort quasi-religiöser Verehrung geworden. Dessen Propheten sind deren charismatische Gründer. Ähnlich wie zuvor die alten Religionen umgeben sie sich mit mythischen Narrativen – zum Beispiel spielt die angebliche Gründung von Apple und Google in Garagen fast aufdringlich an die Geburt im Stall an. Und erinnert Apples angebissener Apfel nicht an den Sündenfall?

Ihre Produkte – seien es Geräte oder Apps – sind längst unverzichtbar für unseren Alltag. Wir messen ihnen eine religiöse Dimension zu: Statt eines Morgengebets checken wir nach dem Aufwachen die Posts, die über Nacht reingekommen sind. Das Wischen über das Smartphone wird zum Fingerzeig Gottes. Die jährlichen Konferenzen der

Internet-Konzerne werden von den jeweiligen „Gemeinden“ gefeiert wie sonst Ostern oder Weihnachten. Likes von oft unbekanntenen Personen empfinden wir als spirituelle Belohnung, Shitstorms als Abwendung des gnädigen Gottes. Wenn mein Smartphone mal defekt ist, bin ich ganz vom Heilsweg ausgeschlossen.

Im gleichen Maße wie die „neue“ Kirche der Internet-Konzerne ihre Mythen, Symbole und Kulte erschafft, baut die alte die ihren ab: Sonntägliche Gottesdienste sind inzwischen ein Auslaufmodell; Sünde, Buße, Beichte – nicht mehr

vermittelbar. Kanzeln, Altäre, Kreuze sind verzichtbar. Die Taufe ist nicht mehr erforderlich zum Christsein, und eine theologische Notwendigkeit für das Abendmahl gibt es auch nicht (mehr).

Und in die Hände dieser quasi-religiösen Unternehmen will *#DigitaleKirche* die Zukunft der Kirche legen? Der Ratsvorsitzende der EKD konstatierte noch 2018, dass es nicht Google sei, sondern Gott, zu dem wir im Psalm 139 sagen:

„... du verstehst meine Gedanken von Ferne ...“. Das alles sind nun Rufe aus einer anderen Zeit.

Verkündigung über *Instagram*, Gottesdienste in *YouTube* und *Zoom*, PR als Tweets, Videoandachten auf *Facebook*: *#DigitaleKirche* hat vor den religiösen Heilsversprechen der Internetkonzerne längst kapituliert – was ja durchaus gesellschaftlicher Trend, bei Kirche aber unheilvoll ist.

Wir haben einen Gott, und wir sollen keine fremden Götter neben ihm haben. Unseren Glauben an den Gott der Fürsorge, Barmherzigkeit und Nächstenliebe opfern wir jetzt den vermeintlichen Heilszusagen der Digitalisierung auf dem Altar des Kommerzes, der Gleichgültigkeit und der Apathie.

Das erinnert an Aaron, der in Moses Abwesenheit unter Druck gerät, das Kalb kreiert und dennoch glaubt, durch „des HERRN Fest“ das Unheil noch aufhalten zu können – was ihm aber am Ende nicht gelingt! ▽



Foto: privat

#Digitale Kirche hat vor den religiösen Heilsversprechen der Internetkonzerne längst kapituliert.

Jürgen Salzmänn ist Diplom-Informatiker und Lektor in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB).

Keine Spur von Freiheit

Luther vor Kaiser und Reich und die evangelische Seelsorge

UWE RIESKE

Vor 500 Jahren widerstand Martin Luther aus Gewissensgründen der Aufforderung zu widerrufen. Dieser bedeutsame Moment im Jahre 1521 prägte ein evangelisches Narrativ und hat bis heute Konsequenzen für seelsorgliches Handeln, meint der habilitierte Theologe Uwe Rieske, Militärdekan in Bonn.

Eigentlich stand eine Anhörung Luthers gar nicht auf der Tagesordnung des Wormser Reichstages. Der erst 21-jährige Kaiser Karl V. hatte die Versammlung für Ende Januar 1521 nach Worms einberufen, um sich drängenden reichspolitischen Fragen zu stellen: Auf dem Programm standen die Finanzen des Reiches, die Logistik der Kriegführung und die Außenpolitik, insbesondere die konzertierte Abwehr gegen das türkische Heer, das sich nach der Eroberung Konstantinopels 1453 bedrohlich an der Ostgrenze des Reiches zeigte.

Außerdem gab es immerhin 102 gesammelte und dokumentierte Beschwerden von Fürsten und Städten gegen den Papst und die Kurie in Rom, die als „Gravamina“ bereits seit Jahrzehnten vorgebracht wurden. Kritisiert wurde, dass geistliche Ämter an Günstlinge Roms vergeben wurden, dass kuriale Abgabeforderungen in keinem Verhältnis zu erbrachten Leistungen standen und dass die päpstliche Gerichtsbarkeit buchstäblich weit entfernt von den zu entscheidenden Angelegenheiten urteilte.

In diese reichspolitisch brisante Entscheidungslage, die die Granden Europas zusammenführte, wurde zum Ende des Reichstages nach zähen Verhandlungen der Wittenberger Mönch geladen. Sein Landesfürst Friedrich III. – später „der Weise“ – hatte verlangt, dass er nicht ungehört verurteilt werden durfte.



Ausstellung „Filmkostüme“ im Museum für Film und Fernsehen in Berlin, 2007. Hier das Kostüm, das Peter Ustinov im Film „Luther“ trug.

Kein Lutherfilm spart die Inszenierung der Szene aus, die am 17. und 18. April 1521 im Bischofshof in Worms stattfand: Durch den Offizial des Erzbischofs von Trier Johann von Eck wird Luther verhört – im Angesicht des jungen Kaisers und flankiert von den Würdenträgern des Reichs und der Kurie. Im Lutherfilm von 2003 wurde die Szene auf der Wartburg gedreht – vor den Fresken, die erst 1854/55 von Moritz von Schwind geschaffen wurden. Es war

Die Drucker trugen zur Stilisierung Luthers bei.

der letzte Film, in dem der 2004 verstorbene Sir Peter Ustinov mitspielte, der in die Reichstagsszene hineingeschnitten werden musste, weil ihm die Fahrt zur Wartburg nicht mehr zuzumuten war.

Auch Ustinov wurde unübertrefflich medial eingebunden in ein wirkungsvolles protestantisches Narrativ, in die wieder und wieder inszenierte und restilisierte

Szene der Begegnung zwischen Mönch und Kaiser vor den höchsten Häuptionen des frühneuzeitlichen Europas. Und der Mönch blieb fest. Während Luther 1521, wie ein Zeuge festhielt, am 17. April noch „mit gesenkter, leiser Stimme, als ob er erschrocken und entsetzt wäre“, auftrat, war er am 18. April nach Ausweis der Reichstagsakten gut vorbereitet. Und widerrief nicht. Zunächst haben die Wittenberger Drucker zur Stilisierung seiner Standhaftigkeit beigetragen, von der sie profitierten. In späteren, mannigfach verbreiteten Druckversionen seiner Rede vom 18. April 1521 findet sich jene Hinzufügung, die später zum Gemeinplatz auf den Luthersocken wurde: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen.“

Szenenwechsel in den Januar 2021. Ein Krankenhaus irgendwo im Osten Deutschlands, in einer kleinen Stadt an der polnischen Grenze: Die Tochter einer sterbenden Patientin wird von der Krankenhauseseelsorgerin begrüßt. Diese letzte Begegnung von Mutter und Tochter wird einfühlsam begleitet. Abschied wird möglich, in, mit und unter den Bedingungen einer weltweiten



Foto: dpa/Steffen Kugler

Vielleicht bis hinein in Begegnungen wie die in jenem ostdeutschen Krankenhaus?

Zurück zu Luther: Die historische Bemühung als Teil einer neuzeitlichen Wirklichkeitsdeutung, die im 19. Jahrhundert aufbrach, in größtmöglicher „Objektivität“ festzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist“ (Leopold von Ranke), arbeitete in objektivierender Quellenkritik heraus, was Narrativen zugrundeliegt. Sie unterschied Quelle, Sekundärquelle, Überreste und Deutung. Und selbst die Quellen werden seither kritisch gesichtet. Auch Erinnerungen von Zeugen können trügen. Die Bezugnahme auf die Historie, die so häufig als legitimierendes Argument und als Identifikationsquelle dient, wird seither und darum kritisch differenziert. In den Reichstagsakten, die das Verhör vom 18. April 1521 dokumentieren, findet sich als Quelle jene lateinisch vorgetragene Aussage Luthers, die das evangelische Selbstverständnis seither fundamentierte: „... (w)enn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt werde, denn weder dem Papst noch den Konzilien allein glaube ich, da es feststeht, daß sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben. So bin ich durch die Stellen der heiligen Schrift, die ich angeführt habe, überwunden in meinem Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes. Daber kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist. Gott helfe mir, Amen!“

Pandemie. Ein Raum ist da, Zeit für das Innehalten, Zeit, um zwei Leben, die sich nun für immer verabschieden, miteinander in Kontakt zu bringen. Kein Kamerateam ist dabei, keine Zeugen, niemand wird diese Szene für die Nachwelt festhalten: die Blumen im Zimmer. Die Tränen. Die gefalteten Hände. Christliche Seelsorge ist ein Ausnahmefall in dieser Stadt, die Zugehörigkeit zur Kirche liegt bei 20 Prozent der Einwohnerzahl.

Gibt es Berührungsflächen zwischen der im überwölbenden Narrativ der Wormser Szene von 1521 festgehaltenen Begegnung zu dieser anderen 500 Jahre später? Bleibt der historische Reflex auf die Szenen der Reformation – Thesenanschlag, Worms 1521, Wartburgaufenthalt, Bibelübersetzung, Augsburger Bekenntnis 1530 – als folkloristische Reminiszenz museal abgelegt, oder gibt es Folgen, spürbar, merkbar, in einer evangelischen Kirchlichkeit, die sich immer wieder neu definiert, und sei es in der allzu bereitwilligen „Kakophonie des Kleinerwerdens“ (Militärbischof Bernhard Felmborg) oder in den alltäglichen Begleitungen in Gemeinde und Seelsorge?

Es ist, und dies gilt es in der nachgehenden Deutung festzuhalten, keine Spur von evangelischer Freiheit in diesem Diktum zu finden: Es geht vielmehr um Bindung. Luther sah sich „gefangen in dem Worte Gottes“.

Eben diese Erkenntnis einer Bindung macht vielleicht am ehesten den Haltungszuwachs des Wittenbergers verständlich, der vermutlich in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1521 oder am Morgen dieses Tages stattfand – denn erst nach 18 Uhr wurde er nach einem langen Verhandlungstag erneut vor den Reichsag geführt.

Die Bibel als letzte Instanz

Relevant wird für ihn selbst und dann auch für Kaiser und Reich das Gewissen: Gegen die Stimme des eigenen Gewissens ist nicht gut handeln, kann man nicht widerrufen. Dies führt zur Festigkeit. Der Doktor der Bibelwissenschaften der Wittenberger Universität ist gebunden, gefangen durch eine für ihn letzte Instanz, die Heilige Schrift. Deswegen kann er „nicht anders“, wie die Wittenberger Drucker bald interpretieren. Denn andernfalls würde er, der Gott und seinen Zorn fürchtet, seine Seligkeit gefährden.

Es ist diese ganz aus der mittelalterlichen Weltansicht erwachsene Bindung, die die bis dahin bestehende und vom jungen Kaiser fortan mit allen Mitteln verteidigte

Evangelische Kirche in Deutschland Referat reformierte Theologie/ Generalsekretär*in (m/w/d) Reformierter Bund

Im Kirchenamt der EKD / Amtsbereich der UEK ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt, zunächst befristet für sechs Jahre, das Referat für reformierte Theologie in Vollzeit in einem Kirchenbeamtenverhältnis auf Zeit zu besetzen.

Nähere Informationen erhalten Sie unter
www.ekd.de/stellenboerse 147087.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbungsunterlagen per E-Mail bis zum **15.04.2021** an die

Evangelische Kirche in Deutschland, Personalreferat
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover

Bewerbungen@ekd.de

religiöse und staatliche Einheit des Heiligen Römischen Reiches aufbrechen lässt. Diese religiös-staatliche Ordnung kannte bis dahin nur nach Aburteilung durch Rom von der weltlichen Macht zu verbrennende Ketzer, aber keine zu tolerierenden abweichenden Glaubensüberzeugungen.

Auch dem im November 1414 vor das Konzil zu Konstanz geladenen tschechischen Prediger Jan Hus war vom deutschen König Sigismund Freies Geleit zugesichert worden. Doch nachdem er drei Wochen in Konstanz hatte unbehelligt predigen können, wurde er am 28. November 1414 verhaftet und am 6. Juli 1415 zusammen mit seinen Schriften auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Persönliche Gefahr

Sein Beispiel stand Luther vor Augen bei seiner Reise nach Worms. Gerade der Erfolg – Luther war auf der Reise nach Worms und auch in der Stadt selbst begeistert begrüßt worden – vergrößerte die persönliche Gefahr für den populären Wittenberger Augustiner.

Manches verbindet sich in diesem folgenreichen Auftritt bis zu der schließlich im Augsburger Religionsfrieden von 1555 auch reichsrechtlich sanktionierten Toleranz gegenüber einer anderen Glaubensbindung. Zunächst: Ohne das aufstrebende Machtbewusstsein und den

Bedeutungsgewinn der über dreihundert im Reichstag vertretenen Territorialmächte, der Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, der Freien Städte und Reichsstädte und der aufstrebenden Reichsritterschaft hätte sich diese neue Glaubensform nicht durchgesetzt. Die Emanzipation der Territorialmächte gegenüber Rom und dem Kaiser fand in den reformatorischen Lehren eine willkommene und überzeugende Überzeugung. Das Argument gewinnt an Bedeutung in der territorialen Machtentfaltung. Die Reformation war zugleich eine humanistisch fundierte Bildungsbeziehung: Vielfach wurden in den von der Reformation erfassten Städten aus Klöstern Schulen. Bildung wurde ein Machtfaktor und verband sich mit der neuen Glaubenshaltung, die die Gewissen an die Quellen und die persönliche, argumentativ begründete Überzeugung band.

Damit wird manches gewonnen. Durch den Haltungsgewinn vom 17. auf den 18. April 1521 konturierte sich die Behauptung einer Glaubensbindung, die zunächst individuell als Gewissensentscheidung aus Gottesfurcht in der Begegnung mit der machtpolitisch höchsten Person des Reiches, dann auch institutionell – in den sich formierenden evangelischen Territorien und Städten – Respekt forderte. Es ist bezeichnend, dass Luthers Bekenntnis eine persönliche Stellungnahme des jungen Kaisers provozierte: Karl V. entwarf selbst

eine Erwiderung auf Luthers Rede, die er den Reichsständen am 19. April 1521 vortrug. Darin trat er an – nun seinerseits motiviert und provoziert durch die Haltung des Wittenbergers, der er die kaiserliche Position entgegenstellte –, die religiös-politische Einheit zu verteidigen und zu favorisieren. Diese Einheit aber war mit Luthers Überleben der Sache nach bereits verloren. Das „Wormser Edikt“, das Luther verurteilte, ließ sich nicht durchsetzen. Es entwickelte sich zunächst eine Debatte und mit ihr Pluralität.

Kann Seelsorge heute von diesem Moment profitieren? Immerhin: Sie stellt sich ein auf diverse Lebenskontexte und -entwürfe, agiert in modernen Lebenswelten vielfach längst aus einer Minderheitsposition oder als Einzelbegleitung, in die eigene, gewachsene, reflektierte Standards einfließen. Sie kann zurückgreifen auf

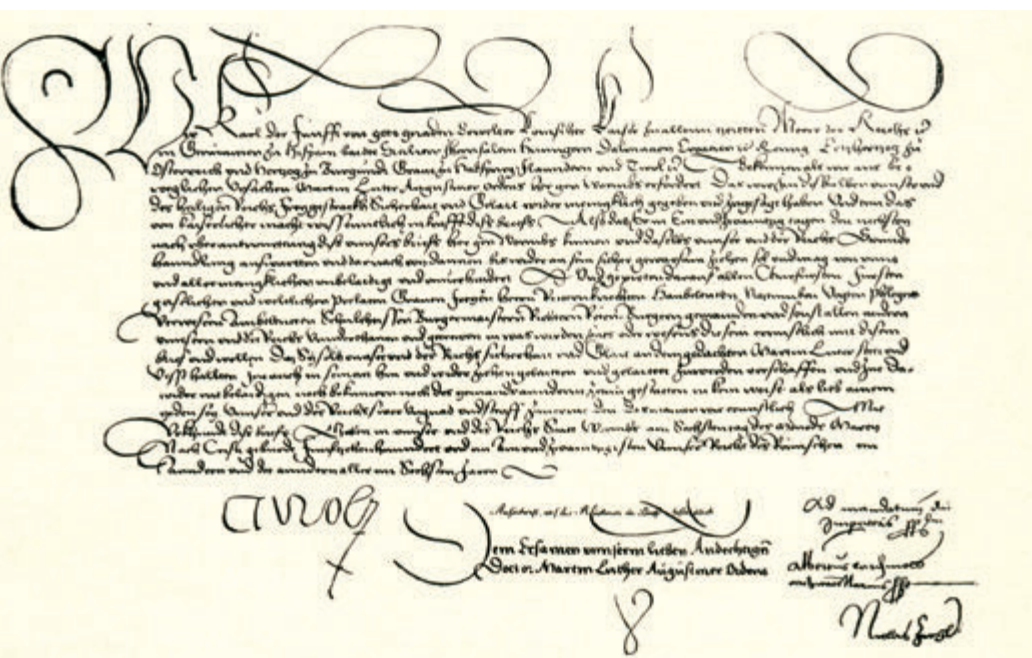
Seelsorge kann zurückgreifen auf eine jahrhundertlang differenzierte Seelenkunde.

eine jahrhundertlang differenzierte Seelenkunde, auf Bildungsgeschichte, auf Narrative und ermöglicht Distanzierungen von Machtansprüchen. Sie kann differenzieren, abwägen, weiß um Versagen, Abhängigkeiten und um Bedeutung von stabilen oder instabilen oder instrumentalisierenden Bindungen.

Seelsorge geht in Distanz zu Machtbehauptungen, die ohne plausible Begründung individuelle Überzeugungen dominieren wollen. Sie ist weit älter und stabiler als staatliche Verhältnisse, die von ihrem Menschenbild und ihrem Insistieren auf Menschenwürde vielfach profitieren. Sie kann sich subsidiär einbinden lassen in staatliche Institutionen, die ihr Wirkungsräume garantieren. Sie kennt Rituale und nutzt sie.

Es ist reformatorisch konsequent, dass Seelsorge sich auf Pluralität, auf widersprechende, auf diverse Lebenswelten einlässt und einstellt. In der Gemeindeseelsorge. Im Altenheim. Im Krankenhaus. Im Hospiz. In den Schulen. Im Gefängnis. In der Begleitung von Zirkusleuten, Seeleuten, Polizistinnen und auch in der Armee.

Warum tut sie das? Weil es gegen Seligkeit handeln hieße, das freie, aufbauende Wort und das Zuhören und die



Original des Geleitbriefs Kaiser Karls V. für Luther zum Reichstag in Worms, 6. März 1521.

Foto: akg

Zuwendung zu inkriminieren aus einem Argwohn, der Kontexte als unpassend, als unchristlich oder als ungeeignet ansieht. Die reformatorische Haltung überwindet Angst und geht hinein, geht zu den Menschen, wo sie sind und lässt sich ein, auf Kaiser und Nichtkaiser.

Szenenwechsel in den seit der Reformation evangelisch geprägten Teil des Westerwaldes. Ein anderes Narrativ: In dem Altenheim, das den größten Arbeitgeber eines kleinen Dorfes darstellt, wurde seit Jahren keine evangelische Andacht angeboten. Auch nicht in der Pandemie. Als nun nach dem Tod eines Bewohners der Bestatter zwei Tage brauchte, um eine Pfarrerin oder einen Pfarrer für die Beisetzung zu finden, ist die gesamte angesehene Familie des Verstorbenen aus der Kirche ausgetreten. Sie wird auf absehbare Zeit diese Erfahrung und ihre Entscheidung empört als Narrativ verbreiten, um ihre Abkehr von Kirche zu demonstrieren. In der Feuerwehr, bei den Landfrauen und in der Dorfkneipe ist dies rasch erzählt. Und es findet Zuspruch. Jede Differenzierung, die die Personalknappheit und Überlastung kirchlicher Akteure gerade in den ländlichen Regionen und andere möglicherweise sogar plausible Gründe für diese Nicht-Begegnung anführen würde, werden dieses Narrativ nicht mehr zurückholen und entmächtigen können. Lange nicht. Bis zu einer anderen, neuen Erfahrung, die aber erst einmal gemacht werden muss und dann vielleicht weniger interessant scheint. Vielleicht weil sie unscheinbar ist. Unspektakulär.

Tüchtig lange her

Schön, wenn sich andere, neue Erzählungen, Erfahrungen und Begegnungen anbieten lassen. Nicht nur die von Worms 1521. Das ist tüchtig lange her. Aber dort wie hier: Am Ende sind es Menschen, die etwas bewegen. Ob und wie dringend sie kirchensoziologisch differenzierte EKD-Leitlinien brauchen, sei dahingestellt, und welche es sein können erst recht. Die Menschen werden gebraucht. Präsent, zuhörend, sensibel und mutig. Und wenn möglich ehrlich, einlassend, nahbar und nach Bedenkzeit auch überzeugend „authentisch“. Manchmal erinnert man sich lange an sie und an ihr Auftreten. Über fünfhundert Jahre oder länger, mit allen Facetten und Deutungen. Das wirkt bis zur Luther-socke. Und von da aufwärts. ◀

Noch einmal Luft holen

Betroffenenbeirat kritisiert Zusammenarbeit mit der EKD

KATHRIN JÜTTE

Die Bilanz nach sechs Monaten fällt enttäuschend aus, jedenfalls für die Betroffenen. Auch wenn einer von ihnen, Detlev Zander, bereits die bloße Existenz des EKD-Betroffenenbeirates als große Leistung bezeichnet. Ein halbes Jahr nach der Gründung des Gremiums, das Opfer von sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche bei der Aufarbeitung des Themas beteiligen soll, zogen drei betroffene Mitglieder Bilanz in einer Online-Pressekonferenz. Und was sie der Evangelischen Kirche in Deutschland vorwerfen, wiegt schwer: Mangel an grundlegender Information und Beteiligung, an technischer Ausstattung und an wertschätzenden Aufwandsentschädigungen. Kurzum: Sie fühlen sich nicht wahrgenommen. Konkret fordern die Betroffenen eine Teilnahme in den EKD-Gremien wie Rat und Synode, eine deutliche Erhöhung der Aufwandsentschädigung ihres Ehrenamtes auf monatlich siebenhundert Euro und juristische Beratung. Die EKD hält dagegen und vermeldet, der Beirat sei selbstverständlich an allen laufenden Entscheidungsprozessen beteiligt. Und sie verspricht eine Erhöhung der monatlichen Aufwandsentschädigung. Natürlich ist damit noch nicht alles gut. Auch wenn ein Konzept mit Rahmenbedingungen für die Arbeit im Betroffenenbeirat vorliegt, auf das man sich bei Gründung geeinigt hatte. Zu bedenken ist: Der Beirat war erst im September vergangenen Jahres berufen worden, um Opfer von sexualisierter Gewalt an der Aufarbeitung und Aufklärung zu beteiligen. Und um das von der EKD einberufene Gremium des Beauftragtenrates zu beraten, das sich aus Kirchenjuristen und leitenden Geistlichen zusammensetzt.



Foto: privat

Wer die Opfer sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche an der Aufarbeitung beteiligen will, darf die nun geäußerten Vorwürfe nicht auf die leichte Schulter nehmen. Verlässliche Kommunikationsstrukturen zwischen beiden Gremien müssen aufgebaut werden. Dabei werden in der Aufarbeitung immer wieder unterschiedliche Perspektiven zu Tage treten. Das lässt sich nicht auflösen, ist aber notwendig und verlangt allen Beteiligten viel ab.

Die Pandemie hat sicherlich zu Anlaufschwierigkeiten in der Arbeit des Betroffenenbeirates geführt, wie auch Katharina Kracht, Mitglied des Beirates, erläuterte. Vielleicht irritieren die deutlichen Forderungen des Betroffenenbeirates schon nach sechs Monaten auch deshalb. Denn dass Zusammenarbeit immer ein gemeinsamer Aushandlungsprozess ist, sollte allen klar sein. Dass es dabei manchmal auch der lauten Töne bedarf, damit sich etwas bewegt, versteht sich von selbst. Aktuell zeigt die Bilanz des Betroffenenbeirates, dass die Aufarbeitung des Themas „Sexualisierte Gewalt“ mit präzisen Fragestellungen und Konzepten fortgeführt werden muss. Den Betroffenen sind Unrecht und dauerhafter Schmerz widerfahren, das lässt sich nicht ungeschehen machen. Eben deshalb müssen der Betroffenenbeirat und die Evangelische Kirche in Deutschland noch einmal tief Luft holen. Für die Betroffenen. Und danach im intensiven Austausch und durch Arbeit an der Sache die Aufarbeitung und Aufklärung gemeinsam auf den Weg bringen. ◀

Einen Bericht über die Pressekonferenz des Betroffenenbeirates finden Sie unter zeitzeichen.net/node/8896.

An den Hirten vorbei

JÜRGEN KAISER

Ein Gott für alle

SONNTAG MISERIKORDIAS
DOMINI, 18. APRIL

So spricht Gott der Herr: Wehe den Hirten Israels, die sich selber weiden! Sollen die Hirten nicht die Herden weiden? ... Denn so spricht Gott der Herr: Ich will meine Herde selber annehmen und sie suchen. (Hesekiel 34,2+11)

Wer täglich von Umtrieben im Vatikan und dem Umgang der Kirchen mit Missbrauchsvorwürfen hört und liest, bekommt beim Lesen der Hirtenpredigt von Hesekiel den Eindruck, dass dieser Text nicht schon zweitausendfünfhundert Jahre alt ist, sondern sehr aktuell.

Hesekiel, der Sohn eines Priesters, gehörte zu den ersten, die in die „Babylonische Gefangenschaft“ gerieten. Nach der Besetzung Israels 598 vor Christus durch Nebukadnezar II. wurde Israels Oberschicht nach Babylon deportiert. Die einfachen Leute blieben im Land. Sie mussten dort den neuen Herrschern dienen, säen, ernten und – den Ertrag abliefern.

Die Führungsschicht ließ es sich dagegen in Babylon gut gehen. Denn das babylonische Reich war ein Multi-Kulti-Staat, offener als das heutige Deutschland. Von wegen „Babylonische Gefangenschaft“: Den Israeliten stand sogar der Staatsdienst offen. So fanden Archäologen vor einigen Jahren das Grab eines Juden, der als General in der babylonischen Armee gedient hatte. Kein Wunder also, dass sich viele Israeliten in Babylon so gut assimilierten, dass sie nach Ende der „Gefangenschaft“ im Lande blieben und dort die größte Gemeinde der jüdischen Diaspora bildeten.

Aber die Assimilierung brachte das Judentum in Gefahr. Und Hesekiel merkte

das als einer der Ersten. Er forderte von der israelitischen Priesterkaste Führung ein. Aber die erfolgte nicht. Sie kümmerten sich um den Kult und die Politik, statt ihre Herde zu weiden. In den Auseinandersetzungen mit den Priestern entwickelte Hesekiel Denkstrukturen, die das Überleben des Judentums sicherten, indem er die Alleinstellung des Tempelkultes in Jerusalem abschaffte. Die Verehrung Gottes war also nicht mehr an einen Ort gebunden. So wurde Gott zu einem Gott für die ganze Welt. Und Hesekiel verkündete, dass man sich direkt an Gott wenden kann, so wie dieser sich direkt an den Menschen wendet. Und so kann man die Hirten, die nichts taugen, umgehen. Und an diesem Punkt ist dieser Text aus dem Alten Testament brandaktuell.

Höhle des Löwen

SONNTAG JUBILATE, 25. APRIL

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich Euch, was ihr unwissend verehrt. (Apostelgeschichte 17,22–23)

Die Predigt des Paulus auf dem Areopag in Athen ist eine Sternstunde der Rhetorik, wenn man diese als ein ganzheitliches Reden begreift und nicht nur als Ansammlung von Kniffen. Geistliches



Foto: privat

Jürgen Kaiser,
Pfarrer in Stuttgart

Reden beginnt damit, dass man die Realität wahrnimmt, analysiert und sich dazu in Beziehung setzt. Und genau das macht Paulus, als er in Athen unterwegs ist. Er kommuniziert in den Sprachen der jeweiligen Milieus, denen er begegnet. Er spricht in einer anderen Sprache zu den Gläubigen in der Synagoge als zu den Leuten, die auf den Plätzen stehen.

Das muss man erst einmal können, sich in der Sprache den jeweiligen Milieus anzupassen, ohne dabei den Inhalt zu veraten. Und Paulus konnte das. Zumal er auch mutig war. Der Apostel nahm die Einladung an, auf dem Areopag zu sprechen, dem Marktplatz der Weltanschauungen. Griechenland war zwar seit hundertfünfzig Jahren von den Römern besetzt, aber Athen war immer noch die Hauptstadt des Geistes, der Philosophie und der Auseinandersetzungen darüber. Für einen Prediger des Evangeliums glich die Stadt also der Höhle des Löwen. Und der Areopag war immer gut besucht. Schließlich war er Umschlagplatz für Neuigkeiten und Nachrichten. Luther hätte in seinem Deutsch „Zeitungen“ dazu gesagt. Und wie redet Paulus dort?

Er holt die Menschen erst einmal ab – indem er sie lobt. Denn wer gelobt wird, ist bereit, zuzuhören und Neues aufzunehmen. Und diese Bereitschaft braucht Paulus. Denn er hält keine gefällige Rede, sondern verkündet das Wort Gottes. Der Völkerapostel macht also genau das, was Luther später so definiert hat: Predigen heißt, zum Glauben reizen, Lust am Glauben wecken. Da kommen Emotionen hoch, positive und negative. Denn wer zum Glauben reizt, dem kann auch Ablehnung und

Hass entgegenschlagen. Paulus befriedigt auch die Neugierde. Wer diese ansprechen kann, holt den Menschen ab. Der Apostel hat entdeckt, dass die Athener alle Götter abbilden, keinen übersehen wollen. So haben sie zur Sicherheit auch „Dem unbekanntem Gott“ einen Altar errichtet. Genau über den redet er, sagt Paulus. Und er tut es in einer Art und Weise, die reizt. Die Zuhörer lachen oder verdrängen, was der Apostel sagt, oder lehnen es ab oder wollen „ein andermal weiterhören“ (Vers 32) oder „schlossen sich ihm an und wurden gläubig“ (Vers 33).

Schreiende Steine

SONNTAG KANTATE, 2. MAI

**Gelobt sei, der da kommt,
der König, in dem Namen des
Herrn! Friede sei im Himmel
und Ehre in der Höhe! Und
einige von den Pharisäern in
der Menge sprachen zu ihm:
Meister, weise doch Deine
Jünger zurecht! Er antwortete
und sprach: Ich sage Euch:
Wenn diese schweigen werden,
so werden die Steine schreien!
(Lukas 19,38–40)**

Vom steinigen Ölberg geht es hinunter nach Jerusalem. Und jetzt geht es um alles, Showdown bei Lukas. Dabei ertönt dem Inhalt nach das gleiche Lied wie einst auf dem Feld bei Bethlehem, des Nachts bei den Hirten: „Euch ist heute der Heiland geboren! Fürchtet Euch nicht!“ Und das ist kein Zufall. Für Lukas, den griechischen Arzt aus dem syrischen Antiochia, gehören beide Lieder zusammen: Heute bricht das Heil in die Welt ein. Und mag diese noch so grausam sein und sich nicht vorbereitet, darauf gewartet haben. Das Heil bricht mit Jesus von Nazareth an – Gott in Menschengestalt.

Darauf hat die Welt damals nicht gewartet. Und sie tut es auch heute nicht. Deshalb müssen Christen davon singen,

reden, bekennen und handeln. Denn sie sind die Übersetzer der Frohen Botschaft, des Evangeliums. Nur sie. Denn auf kirchliche Institutionen mit ihren Heiligen und Dogmen war noch nie Verlass. Das hat nicht nur Martin Luther erkannt. Der Tübinger Neutestamentler Hans-Joachim Eckstein drückt es so aus: „Wir Christen sind die einzige Bibel, die heute noch von einer breiten Bevölkerungsschicht gelesen wird – aber ich fürchte, wir sind die schlechteste Übersetzung.“

Und wenn diese Übersetzung gar nichts mehr taugt, werden die Steine schreien: sogar die des Kölner Doms. Gregorianische Gesänge werden da laut, scholastische Streitgespräche („Was geschieht mit einer Maus, wenn sie eine geweihte Hostie angeknabbert hat?“), reformatorische Gedanken („Was geschieht in der Eucharistie, Christi Blut in echt oder real nur für die Gläubigen? Oder symbolisch?“), Klagen und Schreie („30 Jahre Krieg und jetzt noch Pest und Cholera“), Verfolgung und Vertreibung („Die Franzosen! Die Preußen!“), Unterdrückung und Ausbeutung („Bismarcks Kulturkampf! Sozialistengesetze“), Rassismus („Gegen die Kölner Juden“), und – ganz aktuell – die Klagen der Missbrauchsopfer. Die Steine des Kölner Doms haben das alles gehört und schreien.

Umso wichtiger ist, Ihr Christen: Das Heil ist gekommen! Erhebt Eure Stimmen. Denn Ihr seid die Übersetzer der Frohen Botschaft.

Neue Theologie

SONNTAG ROGATE, 9. MAI

**Neige Deine Ohren, mein Gott,
und höre, tu Deine Augen auf
und sieh an unsere Trümmer
und die Stadt, die nach Deinem
Namen genannt ist. Denn
wir liegen vor Dir mit unserem
Gebet und vertrauen nicht
auf unsere Gerechtigkeit,
sondern auf Deine große
Barmherzigkeit. (Daniel 9,18)**

Es hat vierzig Jahre gedauert, bis zur Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker, als viele Deutsche begriffen, dass der 9. Mai ein Tag der Befreiung war. Dabei hätte man schon am 9. Mai 1945, als man von Trümmern umgeben war, fragen können, was man selber dazu beigetragen hat. Aber das hätte den Mut zur Ehrlichkeit erfordert.

Eine Trümmerlandschaft waren um 167 vor Christus auch Israel und Jerusalem. Bis weit hinein in die Priesterkaste Jerusalems war griechisch-philosophisches Denken und hellenistischer Lebensstil üblich. Das führte sogar so weit, dass in der Theologie Gott mit Zeus gleichgesetzt und im Jerusalemer Tempel eine Zeus-Statue aufgestellt wurde.

Aber so viel Assimilierung erzeugte Widerstand. Und so kam es zum Aufstand der Makkabäer. Theologisch tarnten sich einige ihrer Anhänger unter dem Sammelnamen „Daniel“ und schufen eine neue Theologie. Ihnen war klar: Nur die alten Dogmen zu wiederholen, bringt nichts. Auch hier galt es, Trümmer beiseitezuräumen und Neues zu errichten. Und dazu wandten sie einen Trick an: Sie taten so, als ob Daniel seine Erkenntnisse zu Beginn der Babylonischen Gefangenschaft geäußert hätte. Und an der Geschichte des Exils konnte man dann sehen, ob er recht gehabt hatte. Hatte er natürlich!

Die Erkenntnisse dieser Trümmertheologie waren klar und eindeutig: Gott ist Gott, und der Mensch hat nichts, auf das er stolz sein, nichts, womit er vor Gott glänzen könnte. Keine Leistungen, keine Werke, keine eigene Gerechtigkeit. Also bleibt nur noch die Erinnerung an das, was Gott versprochen hat. Und darum zu bitten und zu beten, dass er das Versprochene auch weiterhin hält. Das ist der Maßstab für das zukünftige Leben. Das allein. Und darauf hat sich auch Jesus berufen und den von Daniel eingeführten Begriff „Menschensohn“ auf sich bezogen.

Das Danielbuch eignet sich mit seinen Geschichten – Löwengrube, Feuerofen etc. – nicht nur für Kinder. Es zwingt uns vielmehr, über das Wesentliche unseres Glaubens nachzudenken und in einer Zeit, in der von allen Seiten tolle Glaubensangebote gemacht werden, das Eigentliche des Christentums zu entdecken. Und zu erkennen, dass Gott es ist, der handelt, und wir darum bitten, dass wir an seinem Handeln mitwirken dürfen. ◀

Hitlerbild im Pfarrhaus

Daniel Lenski forscht über die deutschen Protestanten in Chile vor und nach 1945

Daniel Lenski (37), evangelischer Pfarrer in Falkenstein im Taunus, untersucht in seiner Doktorarbeit die Haltung der Deutschen Evangelischen Kirche in Chile in der Nazizeit und was danach geschah.

Mit Chile fühle ich mich seit langem verbunden. In der Schule lernte ich Spanisch. Und ich interessierte mich für Lateinamerika. So machte ich ein Praktikum in zwei lutherischen Kirchengemeinden in Chile, die von der Befreiungstheologie geprägt waren. Und die Universität Leipzig, an der ich Politik, Theologie und Volkswirtschaft studierte, pflegt eine Partnerschaft mit der staatlichen Universität in Santiago (*Universidad de Chile*). Dort belegte ich Politik und an der Päpstlichen Universität in Santiago (*Universidad Pontificia Católica de Chile*) Theologie. An der historischen Fakultät der staatlichen Universität beschäftigte ich mich auch mit Erinnerungskultur.

Zur gleichen Zeit lernte ich Helmut Frenz (1933–2011) kennen. Die EKD hatte den schleswig-holsteinischen Pastor 1965 in die Evangelisch-Lutherische Kirche Chiles entsandt, deren Ursprünge auf deutsche Einwanderer im 19. Jahrhundert zurückgehen. 1970 wurde Frenz zum Propst gewählt. Nachdem sich General Augusto Pinochet 1973 an die Macht gependelt hatte, setzte sich Frenz für die Verfolgten ein. Aber 1975 verhinderte die Militärregierung, dass er nach einem Besuch



Foto: Julia Schwager

theologischen Examensarbeit beschäftigte ich mich mit der Kirchenspaltung von 1975, bei der auch der Gegensatz von deutschsprachigen und spanischsprachigen Kirchenmitgliedern eine Rolle spielte. Ich wollte den historischen Hintergrund besser verstehen und beleuchten. Und zum Verhalten der Deutschen Evangelischen Kirche Chiles in der Nazizeit gab es auch noch keine wissenschaftlichen Arbeiten.

Für meine Doktorarbeit forschte ich im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin und in den Archiven der sächsischen und der hessen-nassauischen Landeskirche. Und in Chile konnte ich Akten sichten, die in einzelnen Kirchengemeinden verstaubt waren. Außerdem arbeitete ich in Chicago im Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika. Denn US-Theologen

hatten in den 1950er-Jahren eine wichtige Rolle gespielt bei der Mission unter spanischsprachigen Chilenen und für die Annäherung der deutschen Kirche an den Lutherischen Weltbund.

In ihrer nationalistischen Gesinnung und Ablehnung der Weimarer Republik unterschieden sich die deutschen evangelischen Pfarrer Chiles und ihre 20- bis 30 000 Gemeindeglieder nicht von der großen Mehrheit der Protestanten in Deutschland. Dazu kam, dass die Deutschen Chilenen befürchteten, das „Erbe der Väter“, die deutsche Sprache und Kultur zu verlieren, so wie sie das in den 1920er-Jahren bei den deutschsprachigen katholischen Pfarreien beobachteten, die in die chilenischen Diözesen integriert wurden, in denen natürlich Spanisch dominierte.

1975 spaltete sich die lutherische Kirche über die Haltung zur Pinochet-Diktatur.

im Ausland nach Chile zurückkehrte. Und im selben Jahr trennten sich die Kirchengemeinden, die Frenz unterstützten, und der regimetreue Teil der lutherischen Kirche.

Über Frenz schrieb ich eine Hausarbeit. Und damit begann meine wissenschaftliche Beschäftigung mit der lutherischen Kirche Chiles, die bis 1959 „Deutsche Evangelische Kirche in Chile“ hieß. Und in meiner

Außerdem verstärkten zunehmende Eheschließungen zwischen Deutsch- und Spanischsprachigen die Sorge um die eigene kulturelle Homogenität. So forderten die Pfarrer die jungen Männer auf, nur deutsche Frauen zu heiraten.

An die Ängste und Einstellungen in der Kirche konnte die Auslandsorganisation der NSDAP, die 1931 einen Ableger in Chile gegründet hatte, leicht anknüpfen. Die Ideologie der Nazis bestärkte die deutsch-chilenischen Protestanten in ihrer Überzeugung, etwas Besonderes zu sein und sich nicht mit Nichtdeutschen zu vermischen.

Die Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinden Chiles stammten aus Deutschland und Österreich. Sie wurden vom Kirchlichen Außenamt in Berlin entsandt. Dessen Leiter Theodor Heckel war kein Deutscher Christ, aber dem NS-Regime gegenüber loyal und immer wieder im Konflikt mit der Bekennenden Kirche. So verschickte er an die deutschen Gemeinden und Kirchen im Ausland eine Stellungnahme des nationalkonservativen Theologen Paul Althaus gegen Karl Barth, den theologischen Kopf der Bekennenden Kirche.

Pfarrer spielten in den chilenischen Kirchengemeinden eine größere Rolle als in Deutschland. Sie verstanden sich nicht nur als Geistliche, sondern als Botschafter der deutschen Kultur. So spielten sie vor allem im abgelegenen Süden Chiles, wo die meisten deutschen Protestanten lebten, eine wichtige Rolle bei der Interpretation

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

dessen, was im „Dritten Reich“ geschah.

Der Großteil der Pfarrer gehörte der NSDAP an. Nur von Johannes Klink ist bekannt, dass er sich kritisch mit den Nazis auseinandersetzte. Der Geistliche kritisierte die Kampagne gegen Reichsbischof Friedrich von Bodelschwingh, den die Nazis zum Rücktritt zwangen und durch den Deutschen Christen Ludwig Müller ersetzen. Klink äußerte die Befürchtung, die evangelische Kirche gebe ihre Bekenntnisse zugunsten eines deutschchristlichen Bekenntnisses preis. Und er wehrte sich auch gegen den Versuch, in der evangelischen Kirche Chiles das „Führerprinzip“ durchzusetzen. Deren leitender Geistlicher sei immer nur Erster unter Gleichen gewesen, betonte Klink. Die Auslandsorganisation der NSDAP in Chile sorgte mit dem Kirchlichen Außenamt dafür, dass sein Vertrag nicht verlängert wurde. Und auch nach 1945 bekam Klink keine Pfarrstelle.

Kirchenleiter von 1937 bis 1964

1937 wird Friedrich Karle, der der NSDAP angehört, leitender Geistlicher der Deutschen Evangelischen Kirche in Chile. Und er bleibt es bis 1964. Nach dem Krieg nimmt Karle die Forderung des Kirchlichen Außenamtes der EKD auf, die deutschsprachigen Auslandsgemeinden und Kirchen sollten sich statt Deutsch als deutschsprachig bezeichnen. Karle ist klar geworden, dass seine Kirche

aussterben würde, wenn in ihr die in Chile vorherrschende spanische Sprache nicht mehr Gewicht bekäme. Außerdem nimmt der Geistliche, der in den 1920er-Jahren in Harvard studierte, Kontakt zu den US-Lutheranern auf. Das führt schließlich dazu, dass sich die Deutsche Evangelische Kirche 1959 trotz des Widerstandes der Traditionalisten in „Evangelisch-Lutherische Kirche“ umbenennt und dem Lutherischen Weltbund beitrifft.

Ein amerikanischer Missionar, der 1948 Chile besuchte, war erschüttert, als er im Amtszimmer eines deutschen Pfarrers ein Hitlerporträt sah. Sein Bericht schlug international hohe Wellen. Der Pfarrer hängte das Bild schließlich mit der Begründung ab, er habe gelesen, dass deutsche Soldaten wegen militärischer Fehlentscheidungen Hitlers ihr Leben verloren hätten. 1950 versuchte Martin Niemöller, der Präsident des Kirchlichen Außenamtes der EKD, bei einem Besuch in Santiago vergeblich, die Kirche zu einer kritischen Aufarbeitung ihrer Haltung in der Nazi-Zeit zu bewegen. In Ansätzen gab es sie erst unter Helmut Frenz. Und dabei ist es geblieben. ◀

Aufgezeichnet von Jürgen Wandel

LITERATUR

Daniel Lenski: „Die Kirche unserer Väter.“ *Deutschtumskonstruktionen in der Chile-Synode und der Deutschen Evangelischen Kirche in Chile von 1933 bis 1959.* Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 413 Seiten, Euro 100,-.

Für Sie reingeschaut

Münsteraner Forum für Theologie und Kirche

Dieses Internetforum ist eine Fundgrube für alle, die sich für aktuelle Entwicklungen in Kirche und Theologie interessieren. Der Fundus enthält Links zu Beiträgen, die in theologischen, kirchlichen und weltlichen Medien, Zeitungen, Zeitschriften, auf YouTube und im Fernsehen erschienen sind. Sie werden regelmäßig aktualisiert. Bewegend ist der Fernsehbeitrag des NDR über einen 23-jährigen lebenslustigen christlichen Youtuber, der damit rechnen muss, an Krebs zu sterben. Schneidig ist die Attacke, die der evangelische Theologe Ralf Frisch in der Zeitschrift *Theologische Beiträge* reitet. Er macht Luther, Calvin, Kant und Schleiermacher für die Misere der evangelischen Kirche verantwortlich und lässt nur Karl Barth, außer dessen Ethik, gelten.

Weitere Infos: www.theologie-und-kirche.de



„Die ganze Nation will seinen Tod!“

Der Antisemitismus in Bibelfilmen ist seit mehr als hundert Jahren vielfältig und hartnäckig

MANFRED TIEMANN

Seit der Erfindung der bewegten Bilder ist die Bibel als Thema sehr beliebt – doch dabei wird zugleich ein Vorurteil gepflegt, das seit der Stummfilmzeit und bis ins neue Jahrtausend hinein in Jesus-Filmen immer wieder zu beobachten ist: Uralte judenfeindliche Stereotype finden Eingang in diese Filme, mal deutlicher, mal versteckter. Manfred Tiemann, Experte für Bibelfilme, klärt über den Antisemitismus auf der großen Leinwand auf.



„Intolerance“ (USA, 1916)



„I.N.R.I.“ (Deutschland, 1923)

Mit der Erfindung des Films durch die Gebrüder Louis und Auguste Lumière im Jahr 1895 bekommen biblische Erzählungen und ihre bildlichen Darstellungen neue Interpretationsmöglichkeiten. Und schon 1897 erscheint die erste filmische Version der Leidensgeschichte Jesu: in Frankreich unter dem Titel *La Passion du Christ*. Der fünfminütige Film ist nicht mehr erhalten geblieben, aber klar ist: Bibelfilme wurden oft instrumentalisiert, in Mission und Politik. Und leider lassen sich Tendenzen und Zeichen von Antisemitismus sowohl in älteren wie auch in neueren Bibelfilmen finden.

Bei diesen judenfeindlichen Tendenzen wurden in Jesus-Filmen vor allem folgende Vorlagen mit antijudaistischen Inhalten aufgegriffen: Im apokryphen Petrus-evangelium aus Syrien, entstanden in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, verspotteten, bespuckten und schlugen einige Juden Jesus, legen ihm ein Purpurgewand an. Einer der Juden setzte hier einen Dornenkranz auf sein Haupt. Laut einer diskriminierenden Kleiderordnung im Mittelalter des Papstes Innozenz III. mussten Juden nach einer Bestimmung des 4. Laterankonzils im Jahre 1215 einen spitzen so genannten Judenhut sowie einen gelben Judenring auf der Brust tragen. Das Mainzer Diözesankonzil verlangte 1229 das Tragen eines langen „Judenrocks“ (Kaftan) mit gelbem Brustzeichen und eines langen spitzen Barts. In vielen Passionsspielen des 17.

und 18. Jahrhunderts, etwa den „Passionsspielen“ der Freilichtbühne Freiburg, rief das jüdische Volk: „Ans Kreuz mit ihm, die ganze Nation will seinen Tod!“

Diese judenfeindlichen Bestimmungen oder Erzählungen wurden schon sehr früh in Bibelfilmen aufgegriffen. Viele Regisseure aus der Stummfilmzeit filmten beliebte Passionsspielaufführungen fast dokumentarisch ab. Wenn auch der gesprochene Dramentext fehlte, wurden dem Filmzuschauer antisemitische Stereotype deutlich vermittelt.

Juden als Außenseiter

Dafür ist der obige Ausschnitt aus dem Film *Intolerance* (USA 1916) ein Beispiel: Zwei Juden (Erich von Stroheim und Gunther von Ritzau) werden als Außenseiter gezeichnet und wenden sich bei der „Hochzeit von Kana“ bewusst von Jesus und der fröhlichen Hochzeit ab. Mimik und Körperhaltung zeigen Neid gegenüber der Hochzeitsgesellschaft. D. W. Griffith hatte in seiner ursprünglich ersten Fassung noch stärkere antisemitische Szenen, die er nach heftigen Protesten bei den ersten Aufführungen herausnehmen musste. In den beanstandeten Szenen lässt Griffith die Juden Jesus ans Kreuz nageln – was historisch natürlich falsch ist, die Kreuzigung geschah durch Römer. Auch der deutsche Film *I.N.R.I. Ein Film der Menschlichkeit* aus dem Jahr 1923 nutzt überdeutlich

antisemitische Klischees: Robert Wiene lässt nicht die Römer, sondern die jüdischen Bewohner Jerusalems eine Dornenkrone für Jesus flechten. Die Juden werden als die „Christusmörder“ verunglimpft – in dem Film schlugen sie Jesus mit Ruten und foltern ihn.

Judenfeindlichkeit ist auch im Film *Der Galiläer* (Deutschland 1921, Regie: Dimitri Buchowetzki) unübersehbar. Der Film ist ein Zusammenschnitt, und zwar eine Kurzfassung der aufgenommenen „Passions-Spiele“ der Freilichtbühne Freiburg. Diesem Film zufolge trägt nicht Judas allein, sondern das gesamte jüdische Volk die Schuld am Tode Jesu. Offensichtlich begeistert eilen Juden in diesem Streifen zur Kreuzigungsstätte, um dicht dabei zu sein. Durch die Viragierung, also Einfärbung des Filmmaterials, erhalten die Szenen mit jüdischem Personal eher kalte und grelle, die Jesuszenen dagegen eher warme Farben. Die Kreuzigung Jesu

Abbildungen: Stills vom Autor erstellt, bearbeitet, teilweise zugeschnitten.



Foto: DVD 1 EuroVideo Medien GmbH

„Los Misterios del Rosario“ (Spanien, 1957)

Kreuz! Schlagt ihn ans Kreuz! Alles Volk: Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!

Antisemitische Tendenzen sind auch zu finden in heute noch bekannteren Filmen, etwa in *King of Kings* (USA 1927, Regie: Cecil B. De Mille), zum Beispiel an der Figur Kaiphas, und auch in *Das Kreuz von Golgatha* (Frankreich 1935, Regie: Julien Duvivier) – hier wird das Verhalten der Jerusalemer Bevölkerung klar antisemitisch gezeichnet.

In *Die Zehn Gebote* (The Great Commandment, USA 1939) hatten Juden nach der Anweisung von Regisseur Irving Pichel eine lange Barttracht. Nicht nur der Rabbiner Lamech fordert in diesem Film seinen ältesten Sohn Joel auf, Rache zu üben – sondern mit ihm alle jüdischen Männer: Joel soll den Römer Longinus töten. Joel ist von der Lehre Jesu überzeugt. „Vielleicht ist er der Messias, auf den wir alle gewartet haben. (...) Ich glaube, dass dieser Mann unser Volk retten kann. Deswegen müssen wir uns ihm anschließen! Ich werde es auf jeden Fall tun!“ Joel erinnert sich an Jesu Worte: „Vergiss nicht, was ich dich gelehrt habe. Gehe hin und liebe deinen Nächsten.“ Als Joel sich der Rache verweigert und der Feindesliebe Jesu folgt, spürt er dem Film zufolge den Hass seiner eigenen Leute, die ihn sogar umbringen wollen. Rabbiner Lamech zu Joel: „Du bringst Schande über mein Haus!“ Vorsorglich nimmt der Römer, so zeichnet es der Regisseur, Joel in „Schutzhaft“ – „um ihn vor seinen eigenen Leuten zu retten“, wie es im Film heißt.

Internet: www.youtube.com/watch?v=HRTMGnQaiw (Zugriff: 1.12.2020)



DVD InterGROOVE W 1339

„Die Zehn Gebote“ (USA, 1939)

wird dabei eingetaucht in helles grelles Gelb. Antisemitische Tendenzen werden besonders in den Textpassagen des jüdischen Volkes deutlich: *Volk: Pilatus muss ihn kreuzigen lassen! (...) Wir ruben nicht eber, bis er das Urteil ihm gesprochen hat. Ans Kreuz mit ihm, Die ganze Nation will seinen Tod – den Tod, das Blut. (...) Der Nazarener sterbe! (...) Wir wollen, dass Pilatus das Todesurteil spreche! (...) Alle: Ans Kreuz mit ihm! – Ans*

Auch fast zwanzig Jahre später und nur wenige Jahre nach dem Holocaust findet man weiterhin judenfeindliche Klischees. In *Los misterios del Rosario* (Jesus Christus – Der Weg des Herrn, Spanien 1957) sind es nicht allein die römischen Soldaten, die



Foto: DVD Universal 820 033

„Die letzte Versuchung Christi“ (USA, 1988)

Jesus verspotten. Zwei Männer aus dem jüdischen Mob machen eifrig mit und treten an Jesus heran: „Wir sind ihm doch so treu ergeben, nicht wahr, mein Herrscher? Sind Könige nicht dazu verpflichtet, für ihre Untertanen aufzukommen? Aber vielleicht anstatt eines Wunders verrätst du uns lieber ein kleines Geheimnis?“

In diesem Film bindet ein Jude Jesus die Augen zu. Die jüdische Menschenmenge im Hintergrund stimmt zu, lacht freudig und amüsiert sich. Ein weiterer Jude ruft Jesus am Kreuz zu: „Wenn er der Messias ist, der Auserwählte, der Sohn Gottes, so steige er vom Kreuz und helfe sich selber! Dann werden wir an ihn glauben. Hilf dir selbst!“ Im Bibeltext (Lukas 23, 36) rufen die römischen Soldaten diesen Satz.

Auch eine Generation später sind judenfeindliche Klischees immer noch präsent – und das bei einem Regisseur der Extraklasse: In *Die letzte Versuchung Christi* des US-Filmemachers Martin Scorsese

Selbst bei einem Regisseur der Extraklasse ist Antisemitismus präsent.

aus dem Jahr 1988 sind Juden weiterhin die „Christusmörder“, die, gemäß uralter antisemitischer Vorurteile, geldgierig seien. Juden werden in diesem Film bei ihrem Auftritt im Tempel in Verbindung gebracht mit Handel, Profitgier und Geld. Merkmale eines so bösen wie klassischen Antisemitismus sind erkennbar – etwa wenn Jesus einen Rabbi fragt: „Hast du genügend profitiert?“ – „Genügend!“

Eine besondere Rolle spielt die zweifache Verfilmung des Musicals *Jesus Christ Superstar*: In der ersten, US-amerikanischen Interpretation aus dem Jahr 1973



„Jesus Christ Superstar“ (USA, 1973)

teilt Norman Jewison die Welt in gute und böse Menschen, und die Typisierung der Juden ist klar antisemitisch. Hier die Gruppe der Jünger und Anhänger Jesu: eine multiethnisch gemischte, fröhlich tanzende und lebensbejahende Schar. Es sind Kinder und junge Erwachsene, sie alle sind in leuchtend-bunte Farben gekleidet und wirken insgesamt sympathisch. Dort die Gruppe des Hohen Rates: Die Män-

Die Männer des Hohen Rates erscheinen als bedrohlich düstere Krähen.

ner wirken als Monstren, die in schwarzen Kutten und mit immensen Hüten böse Assoziationen wecken sollen. Als bedrohlich düstere Krähen am Gerüst erscheinen sie als aggressive Wesen, die Ängste auslösen. Pharisäer und Priester sind sich in diesem Film einig: „Verwirrende Umsturzideen, die wir nicht aufkommen lassen dürfen. Er ist gefährlich. Um unsrer und um des Volkes willen: Dieser Jesus muss sterben!“

Kaum besser ist es im Jahr 2000 bei der englischen Interpretation des Musicals *Jesus Christ Superstar*. Gale Edwards setzt in seiner verfilmten Bühnenshow Tendenzen von antisemitischen Darstellungen

„Jesus Christ Superstar“ (GB, 2000)

fort: Die Vertreter des Judentums werden in dunkler Kleidung und mit bedrohlichen Gebärden als Monster gezeigt: „Jesus muss, Jesus muss sterben!“ Im Tempel feilschen wieder jüdische Geldwechsler und Händler: „Nur herein, kleine Preise hier, komm zu mir, beste Ware hier!“ Der Tempel ist zur Spielhölle und Go-Go-Bar geworden. Jesus: „Mein Haus war einst ein Haus des Friedens, doch ihr macht daraus eine Wucherhöhle! Haut ab!“ Kaiphas sagt in dem Streifen: „Wir bezahlen dich in Silber, Bargeld“ (...) „Judas: Ich brauche dein Blutgeld nicht!“ (...) Die Menge ruft: „Wir haben keinen König außer Caesar!“ (...) „Pilatus, kreuzige ihn! Kreuzigen! Erinnerung dich an Caesar!“

Die wohl krassesten antisemitischen Klischees der jüngsten Zeit zeigt Mel



Gibson in *Die Passion Christi*, entstanden in den USA 2004. Der Film spielte mehr als sechshundert Millionen US-Dollar ein – und strotzt vor antisemitischen Formen. Gibson arbeitete mit Kontrasten: Hier die „schlechten“ Juden – dort die „guten“ Römer. Der Hohepriester, der Hohe Rat und große Teile des jüdischen Volkes werden im Film negativ gezeichnet. Römische Figuren werden dagegen aufgewertet, zum Beispiel die Frau des Pontius Pilatus. Im Film reicht diese Claudia der trauernden Maria strahlend weiße Trosttücher. Sie beobachtet die Geißelung Jesu mit Bestürzung und Missbilligung.

Selbst der brutale römische Statthalter Pontius Pilatus bekommt in Gibsons Film beinahe humane Züge – im Gegensatz zum Hohenpriester Kaiphas, der als schmutzig gekleideter Jude mit schiefen Zähnen völlig unsympathisch wirkt. Der Satan als androgyne Figur und als Gegenspieler Gottes schleicht durch die Reihen der Juden, als sei Jerusalem sein Reich und als seien die Juden sein Volk.

Die beiden großen Kirchen und der Zentralrat der Juden in Deutschland warnten vor 17 Jahren in einer gemeinsamen Erklärung vor einer antisemitischen Instrumentalisierung des Films: „Die Darstellung des Films birgt die Gefahr, dass antisemitische Vorurteile wiederaufleben. Dies ist besonders brisant angesichts einer Situation in Europa, in der ein Erstarken antisemitischer Tendenzen erkennbar ist.“

Überall auf der Welt können sich bis heute Regisseure offenbar ihrer jüdenfeindlichen Vorurteile nicht erwehren: In *Maryam Al-Muqaddasab (Saint Mary)*; Iran 2002/2010) von Shahriar Bahrani leidet Maryam (Maria) unter dem Patriarchat. Sie öffnet sich jüdischen Frauen und wird als selbstbewusste, „emanzipierte“ Frau gezeichnet. „Wie kann ich erzählen, dass

Foto: DVD Universal Pictures Germany GmbH 883 053 8

Foto: DVD Universal Pictures Germany GmbH 902 011 2

mich niemand berührt hat?“ Maryam steht in Konfrontation zu den jüdischen Autoritäten, die der Film als finstere und streng blickende Gestalten eindeutig antijüdisch zeigt. Dazu passt: Maryam wird in diesem Film von jüdischen Priestern belästigt. Der von „The Jesus-Film Project“ („Campus für Christus“) beauftragte, im japanischen Anime-Format gedrehte Film *Die letzten drei Tage* (2012) betont den Spott der Juden über Jesus am Kreuz: „Anderen hat er geholfen, nun soll er sich selbst helfen.“ Auch der Film *Rabbuni oder die Erben des Königs* aus dem Jahr 2015 zeigt überdeutlich antisemitische Tendenzen, wenn Juden mit Tieren verglichen werden.

Ein paar Lichtblicke

Aber es gibt auch ein paar Lichtblicke: In letzter Zeit gibt es drei neuere Jesus-Filme, die auf Antijudaismen verzichten. Da ist zum Beispiel Mark Dornford-May. Er aktualisiert in seinem sozialkritischen Film *Son of Man* (Südafrika 2006) das Leben und Wirken Jesu. Jesus vermittelt darin die Friedensbotschaft. Der Film-Jesus wächst in der südafrikanischen Stadt Judea auf und begeistert mit seinen Reden die Menschen. Die Regisseurin Brigitte Maria Mayer möchte in dem deutschen Film *Jesus Cries* aus dem Jahr 2015 eine „zeitgenössische Verfilmung der Geschichte von Jesus von Nazareth“ schaffen – und aufzeigen, dass „das Ende einer ungerechten Welt möglich ist“. Ein positives Beispiel ist auch der Film von Garth Davis *Maria Magdalena*: In der amerikanisch-britisch-australischen Koproduktion aus dem Jahr 2018 sind endlich ganz klar die Römer für die Kreuzigung Jesu verantwortlich. Der Film wertet die Rolle von Maria Magdalena (Rooney Mara) auf – er zeichnet ein faszinierendes Frauenporträt.

Einen originellen Ansatz wählt auch der Schweizer Regisseur Milo Rau in dem bisher jüngsten Jesus-Film 2019. Er betont in *Das neue Evangelium*, produziert von SRF SSR, ZDF, die radikale soziale Botschaft der Jesus-Geschichte mit Laiendarstellern. Rau zeigt die Alltagsrealität von Geflüchteten, die für Hungerlöhne in Italien auf Tomatenfarmen arbeiten. Hier ist Jesus ein politischer Aktivist, der eine Partei gründet, um die Situation der Flüchtlinge zu verbessern. Von Judenfeindlichkeit ist hier, rund hundert Jahre nach dem ersten Jesus-Film, überhaupt nichts zu sehen. ◀

ULRICH LILIE

Abschied vom Prinzipiellen

Debatte über Suizidbeihilfe könnte Sternstunde werden

Seit einem Jahr lebt die Republik im Krisenmodus: Die Empörungsschwelle sinkt. Die Sehnsucht nach klaren, geradlinigen Lösungen wächst. Die Diskurse werden allerorten kurzatmiger, der Ton genervter. Keine gute Zeit für Differenzierung. Gleichwohl bleibt es wichtig, neue Wege zu suchen, Gewagtes zu denken, Kontroverse zuzulassen und um die richtigen Antworten zu ringen. Eigentlich sind wir Protestanten darin geübt. Ohne Streitkultur wäre „versöhnte Verschiedenheit“ in Kirche und Diakonie nicht denkbar.

Immer diverser werden derzeit die Modelle, wie wir leben – und auch sterben wollen.

Gerade die Fragen um unser Ende treffen ins Herz unserer ethischen Überzeugungen und unseres ganz persönlichen Glaubens. Sie stören, emotionalisieren, verletzen. Daher möchte der Eine oder Andere dieses sensible Thema am liebsten gar nicht berühren. Tabubruch! Wir müssen uns um die Krise kümmern! Die Debatte kommt zur Unzeit! Doch genau das tut sie nicht. Ein Jahr, nachdem das Bundesverfassungsgericht die Gesetzgebung zum assistierten Suizid gekippt hat, beginnt die Debatte gerade. Die Bundespolitik nimmt die Herausforderung endlich an. Fraktionsübergreifend formulieren Abgeordnete ihre Anträge. Wie so oft, wenn es um die ersten und letzten Fragen des Lebens geht, sehen wir Fronten aufweichen und erleben – hoffentlich auch dieses Mal – Sternstunden des Parlamentarismus.

Kirche und Diakonie sollten die Politik zivilgesellschaftlich begleiten. Wir sollten unsere Positionen klären, Argumente schärfen und die Leitplanken formulieren, zwischen denen Handlungsoptionen evangelisch vertretbar sind. Wir wissen dabei um unsere doppelte

Schuldgeschichte. Menschen, die keinen anderen Weg mehr sahen, als ihr Leben zu beenden, wurden jahrhundertlang geächtet und fanden keinen Platz auf unseren Gottesäckern. Und auch die

furchtbare Beteiligung an der Euthanasie während der NS-Terrorherrschaft belastet uns und bleibt eine Mahnung.

Reflexhafte Reaktionen werden der Herausforderung aber nicht gerecht. Denn es ist schlechterdings unstrittig, dass wir eine Kirche des Lebens sind, die alles daransetzen muss, um Sterbende bis

zum Schluss so zu begleiten, dass sie sich in Gottes Hand geborgen fühlen.

Wir haben eine starke Tradition der Seelsorge, und auch die Palliativmedizin hat große Fortschritte gemacht. All dies muss gesichert, ausgebaut, gestärkt werden.

Gleichwohl lehrt die Erfahrung der Seelsorge, dass eine kleine Zahl von Fällen bleibt, in denen Menschen trotz allem Beistand ihr Leid nicht mehr ertragen können. Und auch mit diesen Menschen müssen wir sein.

Das ist inzwischen erkannt. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sehr differenziert diskutiert. Und auch dabei ist klargeworden, dass es nicht *die eine* evangelische Lehrmeinung geben kann. Ich bin froh, dass wir diese Kontroverse jetzt öffentlich führen. Wenn wir bei den Menschen bleiben wollen, müssen wir sagen, wagen, was geht – und was nicht. Darauf warten die Betroffenen, deren Angehörige, unsere Mitarbeitenden und auch die Politik. Eine zivilisierte Debatte wäre eine Sternstunde der Demokratie in aufgeregter Zeit. ◀

Ulrich Lilie ist Präsident der Diakonie Deutschland und Herausgeber von *zeitzeichen*.



Foto: Rolf Zöllner

Glauben auf Eis

Über die Gotteshäuser der Antarktis und mutige Menschen am Rand der Welt

TEXT UND FOTOS: EDGAR S. HASSE

Folgt man einem Seefahrerspruch, dann gibt es jenseits des vierzigsten Breitengrades kein Gesetz und jenseits des fünfzigsten keinen Gott. Doch stimmt das wirklich? Es waren unter den großen Polarforschern etliche Männer, die bei ihren Expeditionen beteten und in der Bibel lasen. Außerdem stehen in rund zehn der heute achtzig Antarktis-Forschungsstationen kleine christliche Kapellen. Eine Spurensuche im (fast) ewigen Eis vom Theologen, Journalisten und Kreuzfahrtseelsorger Edgar S. Hasse.



Am anderen Ende der Welt schwimmen Eisberge auf dem Südpolarmeer, die so hoch wie Kathedralen sind. Buckelwale und Pinguine tummeln sich im Wasser. Auf Südgeorgien, einer subantarktischen Insel, stehen tausende Königspinguine im Gletscherfluss, mausern und sonnen sich. Aber die Antarktis zeigt nicht weit von diesem Naturparadies auch eine ganze andere Seite: Es ist ihr hässlichstes, von Menschen entstelltes Gesicht.

Wir sind in Grytviken, einer alten norwegischen Walfangstation auf Südgeorgien.

Wer heute in der King-Edward-Bucht anlandet und die Geistersiedlung betritt, steht auf Blut getränktem Boden. Dem hiesigen Massenschlachten fielen in rund sechzig Jahren 54 100 Wale zum Opfer. Rostige Harpunen und Trankocher, Tanks und Schiffswracks, marode Hallen und Maschinenhäuser künden bis heute vom blutigen Handwerk der norwegischen Walfänger auf einer Station, die bis 1965 in Betrieb war und den britischen Schiffsarzt R. B. Robertson entsetzt sagen ließ, Südgeorgien sei die „schäbigste, ungesundeste Siedlung

von Weißen auf der ganzen Welt“, getrieben von purer Profitgier.

Am Rande dieser verlassenen Siedlung ragt in hellem Weiß und mit spitzem Turm eine lutherische Kirche in den Himmel. Es scheint, als wollte sie sich ab- und emporheben vom Hauen und Stechen der hart gesottenen Walfänger und sie nach ihrem mörderischen Tun einladen, damit sie ihre Seelen im Schutz des Gotteshauses erquicken können. Manchmal erklingt ihre Glocke, wenn Forscher, Abenteurer und Expeditionskreuzfahrer in der renovierten norwegischen Holzkirche Gottesdienst auf der britischen Insel feiern, bevor sie sich weiter ihren Weg durch die eisigen Welten bahnen.

Kapellen aus Eis

Folgt man einem Seefahrerspruch, dann gibt es jenseits des vierzigsten Breitengrades kein Gesetz, und jenseits des fünfzigsten keinen Gott. Dabei waren unter den großen Polarforschern etliche Männer, die bei ihren Expeditionen beteten und in der Bibel lasen. Außerdem stehen in rund zehn der heute achtzig Antarktis-Forschungsstationen kleine christliche Kapellen, teils aus Schnee, teils aus Holz oder Metall. Dazu gehören die orthodoxe Lärchenholzkirche mit dem 15 Meter hohen Zwiebelturm in der russischen Bellingshausen-Station (King George Island) genauso wie die Franziskus-Kapelle in der argentinischen Esperanza-Station.



Die Heiliger-Franziskus-Kapelle auf der argentinischen Basis Esperanza. Ein sich mausernder Pinguin auf Paulet Island. Die Walfängerkirche in Grytviken.



Der Autor bei einer Andacht in der Walfängerkirche von Grytviken (oben). Eine Schlauchbootanlandung auf der Antarktischen Halbinsel (rechts).



Und es gibt eben, als Zeuge vergangener Zeiten, jene 1903 geweihte Whalers Church in Grytviken, deren Tür ich gerade öffne, um den Kirchenraum allein zu erleben. Als Teil des Scout-Teams eines Expeditionskreuzfahrtschiffes hatten wir zuvor die Möglichkeit einer Anlandung für die Passagiere erkundet. Doch die herabfallenden,

Das christliche Leben hat hier „leider nicht unbedingt stark pulsiert“.

katabatischen Winde machen die Überfahrt mit den hochseetauglichen Schlauchbooten zu riskant. Die Andacht in der Kirche und der Besuch des Friedhofs fallen deshalb aus. Während meine Kollegen die Rückfahrt mit den Schlauchbooten antreten, gehe ich in die Bibliothek. Sie liegt neben dem Altarraum und umfasst norwegische Unterhaltungsliteratur, gestiftet wie die Kirche von Stationseigner und Kapitän Carl Anton Larsen (1860–1924). Mich überrascht, dass viele Bücher kaum Gebrauchsspuren zeigen. Offenbar stand den Männern nicht so sehr der Sinn nach Lektüre. Sie gingen lieber ins Kino, zu dem die Kirche in den Anfangsjahren umfunktioniert wurde, bis es dafür ein eigenes Gebäude gab. Oder

spielten Fußball. Ein norwegischer Pfarrer musste jedenfalls damals feststellen, dass das christliche Leben „in Grytviken leider nicht unbedingt stark pulsiert“.

Zahlreiche Trauerfeiern fanden in dieser Kirche statt. Auch für den Polarforscher Sir Ernest Shackleton (1874–1922), Sohn einer Quäker-Familie. Er starb den Herztod und hatte einige Jahre vorher seine Männer unter Einsatz seines Lebens von Elephant Island gerettet. Als das Schiff, die „Endurance“, vor dem ursprünglichen Plan, die Antarktis zu Fuß zu durchqueren, vom Eis zermalmt wurde und 1915 sank, konnte jeder nur wenige Habseligkeiten bergen. Shackleton entfernte von seiner Bibel das Deckblatt, zudem eine Seite aus dem Buch Hiob. Darauf stand: „Aus wessen Schoß geht das Eis hervor, und wer hat den Reif unter den Himmel gezeugt, dass Wasser sich zusammenzieht wie Stein und der Wasserspiegel gefriert?“ (Hiob 38,29).

Nach Monaten auf einer Eisscholle erreichten alle 28 Mann Elephant Island, endlich festen Boden unter den Füßen. Shackleton nahm zwei seiner Leute mit, segelte von dort achthundert Seemeilen weit durch das sturmgepeitschte Polarmeer nach Südgeorgien, um Hilfe zu holen. Auf der rückwärtigen Seite der Insel angekommen, mussten sie sich durch das Gebirge



Der Grabstein des Polarforschers Sir Ernest Shackleton (1874–1922).

kämpfen. Shackleton notierte später: „Während jenes langen 36-stündigen Marsches über die namenlosen Berge und Gletscher von South Georgia hatte ich oft das Gefühl gehabt, wir seien zu viert, nicht zu dritt. Ein Bericht über unsere Irrfahrten wäre unvollständig ohne die Erwähnung dieses Unbegreifbaren, das uns im Innersten berührte.“ Im August 1916 konnten alle 22 Männer gerettet und nach Europa gebracht werden. Sir Ernst Shackleton, den sie „The Boss“ nannten, gilt vielen bis heute als Vorbild



moderner Führungskunst. Jetzt stehe ich an seinem Grab, ein heller, schmaler Grabstein, nicht weit von der Walfängerkirche gelegen. Kaum zwanzig Meter entfernt schlummern tonnenschwere See-Elefanten, dahinter balgen sich Pelzrobben. Zu Shackletons Trauerfeier 1922 in der Whalers Church waren nur wenige Menschen gekommen. So ist das eben am anderen Ende der Welt, wenn die wirklich Großen heimkehren.

Während die Walfängerkirche auf Südgeorgien eher selten aufgesucht wird, stehen Kirche und Glockenturm an der Hope Bay mitten in einem lebendigen Dorf. Auf der nördlichen Antarktischen Halbinsel ragt weithin ein Kreuz als Zeichen der Hoffnung in den Himmel. Wir sind auf der argentinischen Forschungsstation Esperanza. Hier leben ständig Forscher und Militärs mit ihren Familien, die auf das Kreuz schauen und eine Kapelle besuchen können. Der Name Hope Bay geht auf die Expedition



Ein tonnenschwerer See-Elefant neben Königspinguinen auf Südgeorgien.



Auf Kap Hoorn tief im Süden Südamerikas liegt die chilenische Kapelle „Stella Maris“ auf 442 Metern Höhe.

des schwedischen Polarforschers Otto Nordenskjöld (1869–1928) zurück. Auch deren Schiff, die „Antarctic“, war vom Eis zermalmt worden, im Februar 1903. Ein kleiner Teil der Mannschaft rettete sich in das Vorratslager, das sich genau hier befand. Reste der Steinhütte sind erhalten und lassen nur erahnen, welche Verzweiflung, aber auch Hoffnung die dramatischen Monate der Polarnächte prägten.

Nicht weit davon entfernt steht, umgeben von Geröll, die San Francisco de Assisi-Kapelle. Sie wurde aus einem Container gebaut, 1976 geweiht und nach dem Heiligen Franz von Assisi benannt. Selbstverständlich hängt in der Kapelle ein Foto von Franziskus, dem argentinischen Papst. „Gelobt seist du, mein Herr, durch Bruder Wind und durch Luft und Wolken und heiteres und jegliches Wetter, durch das du deinen Geschöpfen Unterhalt gibst“, heißt es im „Sonnengesang“ des Franziskaner-Gründers.

Als ich die Hope Bay besuche, wölbt sich blauer Himmel über spiegelglatte See. Wo sonst Nordoststürme von zweihundert Stundenkilometern über Meer und Kontinent peitschen, arbeiten im polaren Sommer bis zu hundert Menschen. Einige von ihnen haben ihre Kinder mitgebracht, für die es eine eigene Schule gibt.

Auf den britischen Falklandinseln steht in der Inselhauptstadt Stanley die Christchurch Cathedral.

Wie ein Stationsmitarbeiter berichtet, wurde hier 1978 das erste Baby getauft, das je auf dem antarktischen Kontinent das Licht der Welt erblickte. Dass Emilio Palma in dieser Siedlung mit den markanten roten Hüttdächern geboren wurde, sei auf Wunsch der argentinischen Regierung ge-

Die Offiziersfrau wurde im siebten Schwangerschaftsmonat zur Hope Bay geflogen.

schehen. Sie wollte ein Zeichen ihrer Besitzansprüche auf dieses Territorium setzen und hatte Militärangehörige zur „Esperanza“-Station entsandt. Während Emilios Vater die Garnison leitete, wurde seine Frau im siebten Schwangerschaftsmonat mit guter Hoffnung zur Hope Bay geflogen. Inzwischen sind auf „Esperanza“ rund zehn Kinder geboren worden.

Wer mit dem Schiff von Südamerika ins ewige Eis Richtung Südpol fährt, wagt sich in die gefährlichsten Meere der Welt. Von Seekrankheit geplagt, sorgt ein Zwischenstopp auf den (britischen) Falklandinseln für temporäre Linderung. An der Ross Road der Inselhauptstadt Stanley lädt die südlichste Kathedrale der Welt zum Verweilen ein, die 1892 gebaute Christchurch Cathedral. Vor dem Sakralbau blühen Ginster und Lupinen, daneben steht ein Monument aus Walknochen, es sind die Unterkiefer zweier Blauwale.

Blinddarm unerwünscht

Der krönende Abschluss einer Antarktis-Expedition ist für mich jedes Mal, wenn es das Wetter zulässt, der Aufstieg zu Kap Hoorn, tief im Süden Südamerikas. Dort steht neben dem Leuchtturm die chilenische Kapelle „Stella Maris“, ein Bau aus rohen Holzstämmen. Sie liegt auf einer Höhe von 424 Metern und wird von einer chilenischen Offiziersfamilie mitbetreut, die ständig auf dem Kap stationiert ist, um Wetterdaten und Schiffsbewegungen aufzuzeichnen.

Wer in dieser menschenverlassenen Region lebt, darf keinen Blinddarm mehr haben. Stürme von mehr als 250 Stundenkilometern gehören zum Alltag, und auf dem Meeresgrund liegen die Wracks von mehr als achthundert Schiffen. Rund zehntausend Seefahrer fanden in den Fluten den Tod. An sie – und die Dimension der Ewigkeit – erinnert ein Denkmal in der Nähe der Kapelle. Es zeigt einen Albatros und trägt diese Verse: „Ich bin der Albatros, der am Ende der Welt auf dich wartet. Ich bin die vergessene Seele der toten Seeleute, die zum Kap Hoorn segelten, von allen Meeren der Erde. Aber sie sind nicht gestorben im Toben der Wellen, denn jetzt fliegen sie auf meinen Schwingen für alle Zeit in die Ewigkeit, wo am tiefsten Abgrund der antarktische Sturm heult.“ ▽



Keine Karikatur

Helmut Wilhelm aus Berlin zu Barbara Schneider „Die tödliche Wirkung antijüdischer Bildsymbole“ (zz 12/2020):

Was die schrecklichen judenfeindlichen Kunstwerke anbelangt: Auch mir wäre wohler, wenn sie aus unseren Kirchen verschwinden würden. Jedoch besteht dann die Gefahr, dass man meinen könnte, es habe sie nie gegeben. Besser, wenn auch für uns Christen schmerzlicher, gleichsam ein in Stein gehauenes Schuldbekenntnis, wäre es, wenn sie belassen würden – mit entsprechenden Erklärungen. Die Kunstwerke sollten allerdings genauer und differenzierter betrachtet werden, als es in dem Beitrag geschehen ist. Über die Abscheulichkeit und Verwerflichkeit solcher Plastiken wie die der „Judensau“ kann es keinen Zweifel geben. Bei „Synagoga und Ecclesia“ sehe ich das schon etwas anders. Als ich die beiden gleich großen, gleich schönen Frauen am Südportal des Bamberger Doms sah, war mein erster Gedanke: Ohne Synagoge wie ohne Kirche gibt es also keinen Zugang zu Gott. Die Synagoga in Bamberg ist keine Karikatur, die zu Verachtung oder Hass animiert, eher zu Mitgefühl – eine tragische Gestalt, mit der Binde vor den Augen und dem angebrochenen Stab (er ist nicht zerbrochen – denkt man da nicht sofort an das geknickte Rohr, das Er nicht zerbrechen wird?). Zeigt das Bild nicht die Tragik, die dem Juden und Christen Paulus so weh tat, dass er bereit war, sein persönliches Heil zu riskieren, wenn er damit seinem, dem jüdischen Volk, Jesus hätte nahebringen können? Übrigens las ich folgendes Zitat aus einer Schrift des Papstes Nikolaus V. (1397–1455): „Wer Juden tötet und beraubt, darf sich nicht Christ nennen, denn Christus, die Madonna, die Apostel – sie waren alle Juden, und die ganze christliche Religion baut auf der jüdischen auf: Es widerspricht dem Willen Gottes, den Vater für den Sohn, den Sohn für den Vater, zu strafen ... Noch schlimmer ist es, Unschuldige zu strafen, nur weil sie von einem bestimmten Volk abstammen.“ Das Zitat zeigt: Die Christen hatten nie ganz vergessen, woher sie kommen, was

ich auch an dem Synagoga-Ecclesia-Bildprogramm erkenne. Umso schlimmer ist, was sie taten.

Helmut Wilhelm

Deutlich differenzieren

Reinhard Otten aus Gaimersheim zu Barbara Schneider „Die tödliche Wirkung antijüdischer Bildsymbole“ und Stephan Kosch „Streit um NP2“ (zz 12/2020):

Die Texte zum Judenhass in „christlichen“ (?) Kunstwerken und über die Diskussionen zum Umgang damit sind informativ und erschütternd zugleich. Aber bei mir blieb der Eindruck, dass sehr unterschiedliche historische Darstellungen von Juden und der jüdischen Religion in einen Topf geworfen wurden. Da ich als Laie nicht tief in der Materie drinstecke, kleide ich mein Unbehagen in Fragen: Warum wird die auf Seite 15 gezeigte, auf mich sehr würdevoll wirkende Darstellung der „Synagoga“ als „antisemitisch“ bezeichnet und damit anderen, unzweifelhaft entwürdigenden Darstellungen von Juden (siehe sogenannte „Judensau“, S. 18) gleichgestellt? Kann diese „Synagoga“, die sichtbar auf einer Stufe mit den anderen, christlichen Figuren steht, nicht auch ganz schlicht als eine künstlerische Interpretation der Botschaft des Neuen Testaments interpretiert werden, dass Jesus als Messias und Erfüllung des (jüdischen) Gesetzes in die Welt gekommen ist und eine neue Sicht auf Gott eröffnet hat, die die Juden noch nicht haben? Ist die sehr ästhetische Skulptur wirklich dafür geeignet und dazu gedacht, Hass und Verachtung gegen Juden bei den Betrachtern zu säen? Wird nicht im Gegenteil Wertschätzung für die „noch irrende, blinde Schwester“ gezeigt? Ist es gleich Antisemitismus (oder Islamfeindlichkeit), wenn ein christlicher Künstler aus seinem Glauben heraus für die christliche Gnadenbotschaft wirbt und sie – wie es das Neue Testament auch tut – über andere Religionen und ihre Gesetzlichkeit heraushebt? Und zeugt es automatisch von Judenfeindlichkeit, wenn in den Bildern der Passion Jesu sein jüdisches Umfeld und die von den Evangelien bezeugte

Verstrickung von Teilen des jüdischen Klerus zeigt, zu dem Jesus als Rabbi ja ebenfalls gehörte? Ja, vielleicht muss man angesichts des historischen Kontextes, in dem die Künstler arbeiteten, damit rechnen, dass sie die Intention hatten, Ressentiments gegen die Juden ihrer Zeit zu wecken. Aber sicher können wir uns dessen nicht sein. Und zwischen darstellenden und entstellenden Bildern sollten wir zwar die (möglichen) Zusammenhänge wahrnehmen und erklären, aber auch deutlich differenzieren.

Reinhard Otten

Kleinstaaterei

Oberkirchenrat i. R. Paul Oppenheim aus Hannover zu Thies Gundlach „Weiße Elefanten“ (zz 2/2021):

Die „Zwölf Leitsätze“ (2020) werden sich als ebenso großer Flop erweisen wie „Kirche der Freiheit“ (2006), weil in der ihnen zugrunde liegenden Analyse die Erkenntnis fehlt, dass die Probleme der Kirchen in Deutschland ganz wesentlich deutsche Probleme sind. Einen Lichtblick stellt da im Artikel von Thies Gundlach der Verweis auf zwei „Weiße Elefanten“ dar, die typisch deutsche Erscheinungen sind und für den Untergang der Volkskirche hierzulande verantwortlich sind. Als „Weißer Elefant“ wird etwas bezeichnet, was trotz seines hohen Wertes mehr Ärger als Nutzen beschert. Als ersten „Weißen Elefanten“ nennt Thies Gundlach „das Verhältnis der Landeskirchen untereinander“ und als zweiten die Angst vor einer „Reichskirche“. Der dritte und ebenso gewichtige „Weiße Elefant“ ist das deutsche Kirchensteuersystem. Seit 1948 konkurrieren in Deutschland zwei Modelle miteinander. Das Modell „VELKD“ und das Modell „EKD“. Trotz des Scheiterns des VELKD-Modells angesichts zahlreicher Fusionen von Landeskirchen unterschiedlicher Konfessionen ist die landeskirchliche Kleinstaaterei noch immer nicht verschwunden und die EKD als bundesweit agierende Kirche noch immer nicht akzeptiert. Gerade in der Ökumene ist man sich der Lächerlichkeit der Zersplitterung bewusst und wünscht sich schon längst eine handlungsfähige

EKD als Partner. Die größte Gefahr für die deutsche Kirche geht aber von einem Kirchensteuersystem aus, das von der Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr als gerecht betrachtet wird. Es führt zu steigenden Kirchnaustritten und Frust. Es ist dringend an der Zeit, mit dem Staat über die Einführung einer modernen Steuer zu verhandeln, die von allen Steuerzahlerinnen und Steuerzahlern zu zahlen wäre, von Kirchenmitgliedern als Kirchensteuer, von Muslimen, Juden und anderen Religionsangehörigen als Beitrag zu ihrer Religionsgemeinschaft und von allen anderen als Sozial- oder Kultursteuer.
Paul Oppenheim

Reichlich peinlich

Prof. Wolfgang Sander aus Gießen zu Thies Gundlach „Weiße Elefanten“ (zz 2/2021):

In Gundlachs Beitrag steht der Satz: „Dabei weiß im Grunde jede/r, dass ein*e starke*r Ratsvorsitzende*r allen gut tut.“ Man kann es durchaus als Zumutung empfinden, einen derart aus politischen Gründen grammatikalisch verkorksten Satz lesen zu müssen. Das gilt auch für die im gleichen Text erwähnten „Zeug*Innen“ Gottes. Das „Gendersternenchen“ scheint, mit der üblichen Verspätung, in den evangelischen Textwelten angekommen zu sein. Wieder einmal scheint sich ein alter Fehler der evangelischen Kirchen zu wiederholen: sich unkritisch mit politischen Weltbildern zu identifizieren, die in den kulturell prägenden bürgerlichen Schichten gerade en vogue sind. Im späteren Rückblick könnte das, auch nicht zum ersten Mal, als reichlich peinlich erscheinen.
Wolfgang Sander

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net

Ein Schrecken

Adrian M. Berger aus Zürich zu Ingolf U. Dalferth „Großprojekt Gegendiskriminierung“ (zz 2/2021):

„Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.“ Was Ingolf Dalferth zur Situation an den Universitäten in den USA berichtet, enthüllt den repressiven Charakter einer Diversitäts- oder Pluralismusideologie, die die Frage nach der adäquaten Gegenstandserkenntnis von vornherein durch Gesinnung oder Standpunkt ersetzt und die Wahrheitsfrage suspendiert. Menschliche Gemeinschaft, aber auch Wissenschaftsgemeinschaft, wie sie Aufgabe einer öffentlichen Universität ist, sind ohne Wahrheit gar nicht möglich. Subjektive Meinung, der Zerfall in Beliebigkeit zerstört die Gemeinschaft und bedroht, wie Dalferth eindrücklich an Beispielen aufzeigt, die Freiheit. Der „sensus proprius“ (Luther), der subjektivistische Eigensinn der Ideologie kann nur solange tolerant bleiben, als widersprechende Meinungen außen vor bleiben; sobald sie sich „begegnen“, prallen sie gegeneinander wie Billardkugeln und ein Kampf entbrennt, weil es um die Macht des Stärkeren geht. In dieser Diversitäts- und Pluralismusideologie steckt ein Schrecken, weil sie den Diskurs, die Erörterung der Frage nach der Wahrheit nicht nur vernachlässigt, sondern verhindert. Erschreckend klar kommt das nun an den Tag.
Adrian M. Berger

Notwendige Modernisierung

Johannes Laepple aus Berlin zu Ingolf U. Dalferth „Großprojekt Gegendiskriminierung“ (zz 2/2021):

Auch ohne offizielle „Separate but Equal“-Doktrin werden Schwarze Menschen in den USA nach wie vor in weiten Teilen aufgrund ihrer Hautfarbe und Identität segregiert und strukturell diskriminiert. Das schließt Universitäten explizit mit ein. Wenn sie sich dann als Schwarze Menschen dagegen wehren, werfen ihnen Rechte, Evangelikale, Rassisten

und Dalferth Identitätspolitik vor. Allein an diesem Mechanismus lässt sich das eigentliche Problem ablesen. Stattdessen eine „westliche Wissenschaftskultur“ zu verteidigen und Universitäten frei von politischem Aktivismus halten zu wollen – das sind leider die stereotypischen, besitzstandswahrenden und selbstgefälligen Reaktionen von (halt dann doch auffällig oft alten, weißen und männlichen) Akademikern, die ihre uralten Privilegien und konservativen Curricula in Gefahr sehen. Wenn Universitäten ihre Lehrpläne und Kurse an das überfällige Bedürfnis nach mehr Diversität anpassen, dann ist das keine „ideologische Selbstzerstörung“ der Universität, sondern in der Regel eine notwendige Modernisierung. Es ist auch keine „Gefahr für Freiheit und Forschung der Lehre“, sondern gerade ein wichtiger Teil davon. Jeder moderne, kompetente Sozialwissenschaftler ist im Übrigen sehr wohl darauf trainiert, die Geschichten von Völkern in verschiedenen Kulturtraditionen in ihrem einzigartigen Kontext zu behandeln und nicht einem einzigen Paradigma zu unterwerfen. Die „westliche Wissenschaftskultur“, die Dalferth hier in bestem Kolonialsprech als Idealmodell beschreibt, stellt hingegen zumeist den weißen Mann in den Mittelpunkt. (...) Und Dalferths Plädoyer, Bildung und (Religions-)Wissenschaft fein säuberlich von all dem zu trennen, was politisch ist, spiegelt eine Arroganz und Weltfremdheit wider, die man sich weder im Vorlesungssaal noch auf der Kanzel leisten sollte. Lehre, die keinen Anspruch auf die Veränderung realer Zustände erhebt, ist aus meiner Sicht Zeitverschwendung. Und wenn man Dalferth folgen würde, politischen Aktivismus aus den Unis grundsätzlich herauszuhalten, dann würden Schwarze Amerikaner die meisten Universitäten in den USA immer noch nicht betreten dürfen. In der Tat, Diversität kann auch zu einem Wettbewerbsvorteil werden. Zum Glück. Da kann man sich noch so sehr über interreligiöse Kalender lustig machen. Progressivere Universitäten haben so langsam verstanden, dass Diversität ein Gewinn ist, und zwar nicht – wie Dalferth behauptet – als „Geschäftsmodell“, sondern als tatsächliche Bereicherung für alle Studierenden. Das habe ich durch ein Studium in den USA selber erleben dürfen.
Johannes Laepple

Kosmos im Kosmos

Raphaël Pichons neue Bachmotetten



J. S. Bach:
Motets.
Pygmalion/
Raphaël Pichon
harmonia
mundi france,
CD HMM,
902657.

Wer gesegnet ist, besonders gut musizieren zu können, der kann das meist nicht einfach so. Neben dem vorhandenen Talent bedarf es auch der Lust, dieses Talent zu pflegen, sich also *wirklich* Mühe zu geben. Und diese Mühe wird der oder diejenige nur aufwenden, wenn er oder sie das Objekt der Bemühung innig liebt.

Die überwältigende musikalische und rhetorische Qualität der neuen Aufnahme der sechs Motetten von Johann Sebastian Bach durch das französische Ensemble Pygmalion ist ein Zeugnis umfassenden Könnens wie inniger, ja inbrünstiger Liebe. Wenn solche Verhältnisse herrschen, dann wird es eben so *unendlich gut*, wie diese prallvolle, fast achtzig Minuten lange CD geworden ist. Es gibt unzählige Aufnahmen der Bachmotetten und ja, auch unzählige sehr gute, aber hier scheint wirklich ein Höhepunkt an Klangfülle, Klangschönheit, scheinbarer Mühelosigkeit und virtuos-achtsamer Sprachbehandlung erreicht. Voilà!

Wo anfangen? Vielleicht gleich mit der frischen Attacke des ersten Cembaloakkords bei „Lobet den Herrn alle Heiden“ (BWV 230), dem nachfolgend sich die Stimmen des fünfstimmigen Chores kraftvoll-jubelnd emporsingen? Vielleicht bei den intim, ja offensiv erotisch, in sehnlicher Mollsphäre artikulierten M-Absprachen in den elegisch-ekstatischen „Komm, Jesu, komm“-Rufen der gleichnamigen Motette (BWV 229), denen dann bei den nachfolgenden „Ich sehne mich“-Passagen die schönsten Messa-di-Voces folgen, die der Autor dieser Zeilen je gehört hat? So geht es weiter: mit dem unfassbar gut gelungenen Ritardando der seufzend-zufrieden, zärtlich landenden Doppel-Hallelujas des Schlusschors in „Der Geist hilft unser Schwachheit“ (BWV 226) oder dem emphatischen Liebesruf „Du

bist mein!“ aus „Fürchte dich nicht“ (BWV 228) – und bei den wahren Achttausendern der Bachschen Motetten sind wir noch gar nicht angekommen, die da heißen: „Jesu, meine Freude“ (BWV 227) und „Singet dem Herrn“ (BWV 225) ... Ach, Sie müssen es einfach selbst hören!

Wie schön, dass neben den sechs Motettenwundern Bachs der CD noch vier ältere Motetten beigefügt wurden, denn sie gewähren dem gebannt-verzückten Bachhörenden als musikalische Raumteiler gewisse Entspannungspausen und geben gleichzeitig Einblick in die große Kunst der musikalischen Vorgänger Bachs, aus deren so ganz anderem Reichtum jener schöpfte und die er die Thomaner eifrig singen ließ. Nun aber los! Werden Sie glücklich, hören Sie diese Bachmotetten, diesen Kosmos im Kosmos Bach! Und bitte nicht bloß bei irgendeinem Streamingdienst, sondern kaufen Sie die Scheibe – schon allein um Raphaël Pichons wunderbaren Text im Beiheft zu lesen, der eine eigene Eloge wert wäre.

REINHARD MAWICK

Höhere Mächte

Seltsames Streicheln von Mogwai



Mogwai:
As the Love Continues.
Rock Action/
PIAS/Rough,
Trade 2021.

Den Witz daran muss man in diesen Dystopie-geneigten Zeiten suchen und auf einem *Mogwai*-Album erst recht, ist die Band aus Glasgow doch eher für Ernst als für Humor bekannt. Doch beide sind auf ihrem zehnten Studioalbum *As the Love Continues* zu finden, das mit einem gesprochenen Satz (zugleich Titel des ersten Stücks) so beginnt: *To the bin my friend, tonight – we vacate the earth*. Übersetzt: Ab in den Bunker, heute Nacht räumen wir die Erde. Wobei *bin*, der Kasten, in solchem SciFi-Zusammenhang wohl auch auf Noahs Arche anspielt. Jedenfalls

wird ein düsteres Szenario angetippt. Die Musik jedoch schreitet ohne Irritation unerschrocken, vielfarbig und konzentriert aus, wie wir das von diesen Hardcore-Ambientlern kennen: sachter Beginn, die tief ausgeloteten repetitiven Muster, Steigerung und Rücknahme, Präzision, Liebe zum Sounddetail, auf der Bühne unbewegte Mienen – und, ist man erst drin, seltsames Streicheln: *Mogwai* schaffen Klanggebäude, die man nicht mehr verlassen mag.

So, wie sie 1997 ihr Debut *Young Team* programmatisch zu knackendem Instrumente-Einstöpseln eröffneten: *Bigger than words and wider than pictures – if the stars had a sound, it would sound like this*. Ansonsten sind Worte verfremdet, Klangmaterial. Die Kenntlichkeit steckt, für Postrock typisch, in der Musik. *As the Love Continues* hat mit der Ballade *Ritchie Sacramento* trotzdem einen, huch, veritablen, wavgetauften Stadionknaller mit packenden Lyrics: *Disappear inside/All gone, all gone/It took a while just to think/Of home, of home*. Gewidmet ist der Song den befreundeten Musikern, die sie über die Jahre verloren haben. So schmeichelnd der Gesang aber auch ist, der Titel beruht auf einem Hörmissverständnis (von Ryuichi Sakamoto), der Text auf einer Anekdote zu dem tragischen *Silver Jews*-Musiker David Berman.

Doch sie erinnern bloß, sie dramatisieren nicht. Auch das ist typisch: *Mogwai* haben Stil. Unmittelbar drauf folgt denn auch das so opulente wie filigrane, dabei recht harte *Drive The Nail* – als setzten sie heute mit ihrem Ansatz eine *White Album*-Session fort. Faszinierend, wie aus leichtem Picking und Orgelklang eine wohnliche Trutzburg entsteht. Aus Konfrontationen, aus entwickelten, ausagierten Gegensätzen speist sich die Magie. Dasselbe Händchen für Abfolge prägt die gesamte Platte, die in der Tat ein *Album* ist. Elf Stücke, gut sechzig Minuten, danach gleich auf die Repeat-Taste: Dynamik der Tracks wie des Albums bedingen sich und bilden sich im Hörerlebnis unmittelbar ab. *Taking drugs to make music to take drugs to*, haben das *Spacemen 3* genannt. *Mogwai* setzen da indes ganz auf die Musik. Die Spanne reicht von fröhlich leichtem Ambient und atmosphärischer Expedition bis zum harten Elektro-Grunge von *Ceiling Granny*. Eine perfekte Arbeit, deren Mühe nie spürbar wird – dafür aber der Titel, der sich im Hören erfüllt: *As the Love Continues*.

UDO FEIST

In die Seele

Hörreise über den Ozean



Robert Seethaler:
Der letzte Satz.
Roof Music,
Bochum 2020.

Der Meister aus Europa ist wieder da“, jubelte man in New York, als Gustav Mahler 1910 von Bord eines Ozeandampfers stieg. Doch konnte er den Beifall nicht genießen, da er sich in einer großen Lebenskrise befand. Zeitlebens krank, hatte er auf dieser Reise gespürt, dass es seine letzte sein sollte. Und von dieser Überfahrt erzählt Robert Seethaler in seinem Roman *Der letzte Satz*, schaut in Mahlers Seele.

Umsorgt von einem Schiffsjungen, lässt der Komponist und Dirigent Teile seines Lebens Revue passieren, die Jahre in Wien, die Schwierigkeiten der Beendigung der neunten Sinfonie. „Ob er sie ihm erklären könne, diese Musik“, fragt der Junge. „Musik braucht nichts und niemand, Musik ist einfach da. Man kann über Musik nicht reden“, antwortet Mahler. Und so hält es der Autor, es geht weniger um Musik als um die letzte Zeit im Leben eines Mannes, der reflektiert, sich quält. Dem nichts mehr zu gefallen scheint, selbst die mitreisende Tochter betrachtet er distanziert, mit der Vorahnung der Trennung. Auch die Natur, die geliebten Berge – nichts hat mehr Gewicht.

Nur noch das Meer und der Mann, der still in seinem Deckchair liegt und atmet und den großen Schmerz, den Zweifel an der Liebe, der Ehe, fühlt. Denn Alma, die schönste Frau Wiens, seine Trophäe, die sich offensichtlich in einen anderen verliebt hatte, scheint ihm zu entgleiten. Was hatte er falsch gemacht? Was hatte die kurze Konsultation bei Sigmund Freud ihm offenbart? All diese bilanzierenden Gedankensplitter lässt Seethaler aufblitzen, und der Schauspieler Matthias Brandt hat die ideale, ruhige Erzählstimme, die mitnimmt auf eine knapp dreistündige Hörreise.

ANGELIKA HORNIG

Blick in Abgründe

Lob der literarischen Hassrede



Karl Heinz Bohrer:
Mit Dolchen sprechen.
Suhrkamp Verlag,
Berlin 2019,
494 Seiten,
Euro 28,-.

Schlimmer geht immer – das gilt auch für die literarische Hassrede. Doch Karl Heinz Bohrer's Buch endet mit den Worten „... der poetische Funke (ist) verstorben“, bezogen auf das Werk von Michel Houellebecq, dem französischen Schriftsteller, der sich seit seinem Roman *Elementarteilchen* da suhlt, wo der sagenhafte Spießbürger es verabscheut.

Karl Heinz Bohrer, Jahrgang 1932, gab schon in vielen seiner Veröffentlichungen zu verstehen: Ästhetik und Ethik sind verschiedene Hüte. Das gilt auch für die literarische Hasstirade. Weder die Moralkeule noch das angeblich feinere Instrumentarium der Psychologie hätten da etwas zu suchen. Ohne Zweifel: Darüber lässt sich nachdenken, gerade anlässlich einer Stimme vom Rang des Autors.

In die Niederungen des Hasses politischer Provenienz gibt sich Bohrer nicht. Es gehe nicht um reale Hasstaten, sondern um den „literarischen Hass-Effekt“. In der Literatur werde aus dem Hass-Affekt der Hass-Effekt. Wo der Hass ins Ästhetische, ins kunstvolle Wort, transzendiert werde,

wer sich davon ergreifen lässt, werde wenigstens aus der Ödnis des Alltäglichen gerissen. Das reicht von den alten Griechen über das Shakespeare-Zeitalter bis in die jüngere Moderne. Bei den Alten folgte auf kunstvolle Bühnenhassreden die gespielte Realisierung des Angedrohten, schließlich wünschte das Publikum etwas zu sehen. Das blieb so bis ins 16. Jahrhundert, bis Christopher Marlowe. Noch in Shakespeares frühem Stück *Titus Andronicus* herrscht der Gott des Gemetzels, in *Richard III.*, *Otello*, auch *Hamlet* (die Dolche aus dem Titel beziehen sich auf ein Hamletzitat) – tritt die poetische Rede in den Vordergrund, wohl gemerkt: die Hassrede.

Eine Tour de Force: weiterhin Milton, Swift, Kleist, Baudelaire, Wagner, Strindberg, Céline, Sartre, Bernhard, Handke, Jelinek, Goetz, Brinkmann und zuletzt Houellebecq.

Ein Prunkstück der Hassrede bot der französische Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline mit seinem Roman *Reise ans Ende der Nacht* (1932), in dem alles und jedes gehasst wird. Dem entspricht die Sprache: Wo der hohe Ton ausgereizt ist, muss das Argot für ihn eintreten. Nebenbei: Für Literaturkenner ist Céline wegen antijüdischer Schmähschriften nur noch mit Exzentriker-Freibrief satisfaktionsfähig.

Was seine krasse Sprache angeht, so hat Rainer Goetz versucht, sie zu übertreffen (*Subito*, 1983). Schule gemacht hat er damit nicht. Auch Überbietungen stoßen irgendwann an eine Decke.

Zwei Fakten begrenzen die poetische Gestaltung der Abgründe: Der nicht gerade kunststiftende, sondern sehr gewöhnliche Hang des Menschen, in Abgründe zu schauen, wo's gefahrlos bleibt. Zum anderen die Krudität, dass alles, was da unten geschaut werden kann, von der Wirklichkeit längst überboten wurde und somit zum Immer-schon-Gewussten des Schriftstellers

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

gehören sollte. Die Kunst diene dazu, uns das Leben erträglich zu machen, meinte Nietzsche, das „Peinliche, Schreckliche, Ekelhafte“ werde gemäß der menschlichen Natur ohnehin immer wieder herausbrechen. Die Moral von der Geschichte' liegt wohl darin: Was als Keule geschwungen wird, ist immer auch ein Attentat auf die Moral. Dies zeigt sich. Wenn nämlich der poetische Funke zerstoßen ist.

HELMUT KREMERS

Zuspitzung

Luther in Worms



Klaus-Rüdiger Mai:
„Und wenn die Welt voll Teufel wär“. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2020, 364 Seiten, Euro 25,-.

Auch wenn es auf den ersten Blick naheliegend ist, ein Buch zum Jubiläum von Martin Luthers berühmtem Auftritt auf dem Wormser Reichstag 1521 auf den Markt zu bringen: Dieses Buch ist ein verlegerisches Risiko. Denn das Reformationsjubiläum, das 2017 anlässlich des 500. Jahrestages von Luthers Thesenanschlag als das größte historische Jubiläum der wiedervereinigten Bundesrepublik begangen wurde, liegt gerade einmal gute drei Jahre zurück. Hunderte Lutherausstellungen, -tagungen, -konzerte, -bücher gab es 2017; da ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass Worms 2021 eine ähnlich hohe öffentliche Aufmerksamkeit erfahren wird wie Wittenberg 2017. Zu wünschen wäre das allerdings, denn Luthers Denkweg in der Zeit vom Thesenanschlag bis zum „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ in Worms hat eine genauere Betrachtung verdient. Klaus-Rüdiger Mai leistet diese genauere Betrachtung.

Mai nutzt den physischen Weg Luthers nach Worms, um seinen geistigen Weg dorthin nachzuzeichnen. Er verfolgt dabei

Luthers Denken von den 95 Thesen über die Heidelberger und vor allem die Leipziger Disputation bis zu den drei reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520, mit denen der Bruch Luthers mit der römischen Papstkirche endgültig vollzogen ist. Mai stellt Luthers Schriften fachkundig und ohne Komplexitätsreduktionen vor, bleibt dabei aber verständlich und bewegt sich in diesem Sinne genau zwischen erzählendem Sach- und analysierendem Fachbuch. Besonderes Augenmerk legt er auf Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“, in der Luther mit dem „Priestertum aller Getauften“ eine Auffassung entwickelte, die ein wesentliches Fundament der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen bildete und zugleich mit der mittelalterlichen Papstkirche schlechthin unvereinbar war.

Mai spitzt seine Darstellung immer wieder auf die politischen Implikationen von Luthers Denken zu. Das mag jenen, die wie der Rezensent dazu neigen, den Theologen Luther ins Zentrum zu stellen, ungewohnt oder gar unbequem erscheinen. Es ist aber nicht ohne Plausibilität und bestätigt das Votum der älteren Reformationsforschung, dass ein theologischer Spezialsatz wie die Rechtfertigungslehre (selbst wenn er zu Recht im existentiellen Zentrum der reformatorischen Botschaft steht), den zu verstehen nicht einmal jeder Theologiestudent in der Lage ist, wohl kaum genügt hätte, um jenen europäischen Flächenbrand zu entfachen, den die Reformation ohne Zweifel darstellte. Ob man die von Mai punktuell betonten Parallelen zu heutiger europäischer Politik teilt oder nicht; man legt das Buch selbst dann belehrt aus der Hand, wenn man glaubte, schon alles über die Reformation zu wissen. Denn Mai schlägt Schneisen in das Dickicht der Reichspolitik des frühen 16. Jahrhunderts und lässt die Ränkespiele des Wormser Reichstags mitunter erscheinen, als wären sie einer Folge von „House of Cards“ entsprungen.

Deutlich wird dabei nicht nur, dass Luthers Wormser Auftritt alles andere als gefahrlos war – vor dem Schicksal Jan Hus' retteten ihn nur seine Unterstützer vor Ort –, sondern auch, dass die Verweigerung des Widerrufs das entscheidende Signal für die Durchsetzung und Verbreitung der Reformation war. Luther gab in Worms jenes inspirierende Beispiel protestantischen Gewissensernstes, das bis heute jeder Dekonstruktion standhält.

BENJAMIN HASSELHORN

Versöhnend

Über die Militärseelsorge



Sylvie Thonak/
Gerd Theißen:
Militärseelsorge.
LIT Verlag,
Münster 2020,
270 Seiten,
Euro 29,90.

Nichts liegt Sylvie Thonak ferner, als die Militärseelsorge abschaffen zu wollen. Sie wünscht sich für den kirchlichen Dienst an Soldatinnen und Soldaten solche Voraussetzungen, die ein unbeeinträchtigtes alltägliches Arbeiten im Sinne des Militärseelsorgevertrags absichern. Die Gymnasiallehrerin ist in der praktisch-theologischen Zunft namhaft durch ihre Dissertation zur Shell-Jugendstudie von 2003. Seit Jahren bewegt sie sich mit ihrer differenzierten Haltung zur Soldatenseelsorge zwischen den Fronten der fundamentalpazifistischen Kirchengruppen und der unkritischen Anhänger und Anhängerinnen einer hierarchieaffinen „Militärkirche“.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen Thonaks und ihres neutestamentlichen Lehrers Gerd Theißen zielt auf Klärung und Versöhnung der „Lager“. Fürsprecher einer Militärseelsorge, die das Gewissen stärkt und der militärischen Institution kritische Momente entgegenstellt, werden Nützliches finden.

Obwohl der Militärseelsorgevertrag von 1957 den Militärgeistlichen so viel Unabhängigkeit garantiert wie nie zuvor in der Geschichte, ist die Militärseelsorge ein ungeliebtes Kind des Protestantismus geblieben. Theologische und politische Ignoranz sind ausschlaggebend dafür. Thonak spricht aus, welche Ausgrenzung Soldaten ihres Berufs wegen in Kirchengemeinden erfahren.

Dass ungeliebte Kinder zum Bocken und Schmollen neigen, bestätigte die Militärseelsorge ihrerseits, indem sie Thonak zeitweise regelrecht boykottierte – was den Eindruck, auf diesem kirchlichen

Ein Pfarrer erzählt

Frieder Burkhardt: Weinberg – Offene Türen im Osten. Sax Verlag, Beucha, 2020, 255 Seiten, Euro 24,80. Als würde eine lang verschlossene Tür zum Gedächtnisarchiv aufgestoßen: So werden es bei der Lektüre von Frieder Burkhardt all jene empfinden, die Mitte der 1960er- bis Mitte der 1970er-Jahre Jugendliche oder junge Erwachsene gewesen sind – waren, die in der DDR gelebt und sich der staatlich verordneten Jugendbewegung entzogen haben; die das Glück hatten, unterm Dach der Kirche eine andere Lebensform zu finden. Fast in jedem Ort der DDR gab es Junge Gemeinden. Doch viele blieben unter sich, machten nicht Geschichte wie die, über die Burkhardt aus seiner Zeit von 1970 bis 1976 als Pfarrer der evangelischen Weinbergskirche Dresden-Trachenberge erzählen kann.

Luther in Worms

Gewissen Befreien. Haltung Zeigen. Gott Vertrauen. Luther vor dem Wormser Reichstag. Herausgegeben von der EKD in Zusammenarbeit mit der EKHN und EKKW. Hannover 2021.

„Wagemutig“ – ist ein zentrales Wort im EKD-Themenheft zum Wormser Jubiläum. Ein Serviceteil schließt an: Ideen für Gottesdienst, Unterricht und Social Media, Infos zu den Wormser Festspielen, zur Landesausstellung sowie die „XIX. Konsultation Kirchenleitung und Wissenschaftliche Theologie“. Drei Perspektiven lohnen das Lesen: Gewissen, Haltung und Vertrauen. Und: „Die Juden und Luther“ als mahnendes Thema ist nicht ausgespart. Das Themenheft ist zu bestellen über info@ekd.de.

Gerechtigkeit

Amartya Sen: Die Welt teilen. Verlag C. H. Beck, München 2020, 124 Seiten, Euro 12,-.

Der mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnete Professor für Philosophie und Ökonomie Amartya Sen ist eine Instanz in Fragen der Gerechtigkeit in einer globalisierten Welt. Sein kurzer Essay schärft das Bewusstsein für soziale Ungerechtigkeiten, zeigt die Bedeutung der Schulbildung und belegt, warum Medien wichtig sind. In „sechs Lektionen über Gerechtigkeit“ liefert er die gewaltigen Herausforderungen, vor denen die Welt steht, aber auch die Zuversicht, sie meistern zu können.

Handlungsfeld ereigne sich Fragwürdiges, nur verstärkte. Die in dem Band zum Teil wiederabgedruckten Artikel, verschieden in Ausrichtung und Tiefenschärfe, atmen insgesamt Solidarität mit der Soldatenseelsorge. Noch dort, wo grenzwertiges Verhalten von Militäregeistlichen kritisiert wird, dient dies dem Ziel der strukturellen Verbesserung. Dass die kirchliche Ordnung das verkündigende Handeln mitbestimmt, ist nicht erst seit der Barmer Erklärung eine evangelische Grundeinsicht. Sylvie Thonak spricht sich für legitimierte Basisvertretungen in der Militärseelsorge aus und berührt damit einen fraglos diskussionswürdigen Punkt. Auch akademisch wird Beachtliches geboten: Thonaks Artikel über Soldaten im lukanischen Doppelwerk schließt eine Lücke der exegetischen Forschung.

Gerd Theißens Beiträge lohnen die Lektüre nicht minder. Der sozialwissenschaftlich wie psychologisch beschlagene Exeget markiert und überwindet in der Frage, ob die christliche Friedensethik genuin biblisch oder ein modernes Konstrukt sei, ideologische Gräben. Wie sehr pazifistisches Verhalten schon urchristlich auf militärischen Schutz angewiesen war, bleibt eine brisante Erkenntnis. Gerd Theißens Ausführungen zu Kriegserfahrungen und Aggressionsbewältigung im Neuen Testament weisen über die Debatte zu Strukturfragen der Militärseelsorge hinaus.

Die Sammlung ist exegetisch und theologisch ein Gewinn, für die politik- und friedensethische Selbstprüfung der Kirche liefert sie Maßgebliches. In der Militärseelsorge sieht sich die Kirche nicht zuletzt mit ihrer nationalprotestantischen Vergangenheit konfrontiert, was manche Abwehrreaktion motivieren dürfte. Ein moralisch abgehobener „Nationalpazifismus“ eröffnet kaum reelle Handlungsmöglichkeiten. Das Arbeitsfeld, auf dem Seelsorger jungen Menschen in schwierigen Situationen nahekommen wie kaum irgendwo sonst, verdient engagiertes Hinschauen, lädt das großteils entkonfessionalisierte Milieu der Soldaten Kirche doch zum Lernen und Experimentieren ein. Freies Bekennen und cleveres Nutzen von Chancen sind hier gefordert. Wer Gerd Theißens und Sylvie Thonak gelesen hat, ist sich dessen umso mehr bewusst.

KLAUS BECKMANN

Konditionierung

Freiheitsrechte und Wahrheit



Adrian Loretan: **Wahrheitsansprüche im Kontext der Freiheitsrechte.** Theologischer Verlag, Zürich 2017, 250 Seiten, Euro 30,-.

Adrian Loretan, Professor für Kirchenrecht und Staatskirchenrecht an der katholischen Theologischen Fakultät der Universität Luzern, bündelt in diesem Buch sein Plädoyer für die Anpassung religiöser und weltanschaulicher „Wahrheitsansprüche“ an eine vorgegebene und vorzuziehende Menschenrechtsethik.

Zwei Religionen hat er besonders im Blick: Zum einen geht es ihm aus einer religionspolitischen Außenperspektive um die menschenrechtliche Läuterung des Islam; zum anderen vertritt er aus einer kirchenpolitischen Binnenperspektive die Forderung, die im Zweiten Vatikanischen Konzil zur Höhe der Menschenrechte gebrachte kirchliche Soziallehre auf die römisch-katholische Kirchenverfassung unmittelbar anzuwenden. Ausweislich eines Verzeichnisses von Erstveröffentlichungen ist etwa die Hälfte des Textes aus sieben 2012 bis 2015 erschienenen Aufsätzen wiederverwendet und hier zusammen mit verbindenden und hinzutretenden Abschnitten in eine neue Gliederung eingearbeitet worden. Das Buch reiht sich in eine stetige Arbeit des Autors am Verhältnis zwischen Religion und Menschenrechten ein.

In mehreren, ohne Scheu vor Redundanz durch das Thema gefädelten Schleifen stellt der Text den in der europäischen und angloamerikanischen Rechtskultur gewonnenen Wert der „Freiheitsrechte“ jedwedem dazu in Konkurrenz tretenden „Wahrheitsanspruch“ gegenüber. Unter „Freiheitsrechte“ fasst der Autor dabei nicht im juristischen Sinn vor allem Ansprüche des Bürgers gegen den Staat auf die Freiheit von ungerechtfertigten Eingriffen, sondern weitergehend Programmsätze der

politischen Ethik, die mit der Anerkennung der „Würde der Person“, der „Trennung von Kirche und Staat“ und vor allem der „gleichen Rechte der Frauen“ ansprechbar sind. Die ihnen entgegenstehenden „Wahrheitsansprüche“ identifiziert er im Wesentlichen mit diversen „Fundamentalismen“, insbesondere einem christlichen und einem islamischen. Bevor die „Feinde der Religion“ sich bestätigt fühlen können, gibt er ihnen noch mit, „dass auch säkulare Weltanschauungen nicht davor gefeit sind, fundamentalistisch zu argumentieren“; das wird markig, aber nur knapp und auch etwas schräg ausgeführt.

Auf der Seite des religiös und weltanschaulich neutralen Staates sieht der Autor das Problem in der Religionsfreiheit: Diese dürfe dem Widerspruch gegen menschenrechtliche Forderungen keine Deckung geben. Der Autor lässt es darüber hinaus nicht im Sinne des liberalen Grundrechtsverständnisses ausreichend sein, dass Religionsgemeinschaften die zum Schutz der Menschenrechte gesetzte Rechtsordnung einhalten. Er erwartet, dass sie sich in einen „Dialog“ mit den säkularen Menschenrechtsideen einfinden, in dem sie diese in ihrer religiösen Wahrheit wiederzuerkennen, vor- oder nachzubilden haben. Als einen dieser Erwartung entsprechenden „Vordenker der Freiheitsrechte“ aus der jüdischen politischen Ethik stellt er Moses Mendelssohn vor. Aus der katholischen Tradition hält er vor allem die Leistungen des mittelalterlichen Kanonischen Rechts und der Spätscholastik für die naturrechtliche Rechtsbegründung allen Positionen entgegen, die die Legitimität des Kirchenrechts an einer Wahrheit außerhalb des universalen, eben naturrechtlich vorgegebenen „Freiheitsethos der Rechtswissenschaften“ messen wollen. Folgerichtig ist solche zivilreligiöse Ertüchtigung denn auch für islamische Religionsgemeinschaften das Entréebillet zur europäischen Kultur. Die evangelische Kirche hingegen kommt allenfalls am Rande vor, etwa wo es heißt, von der Gebotenheit innerkirchlicher Grundrechte wüssten „selbst religiöse Autoritäten“, nämlich Papst Paul VI. und Wolfgang Huber.

Aus rechtswissenschaftlichem Blickwinkel sind vor allem zwei kritische Beobachtungen festzuhalten: Erstens muss gerade eine auf die Ideen der Aufklärung gestützte Begründung einer freiheitlichen Rechtsordnung die Distanzierung von religiösen und weltanschaulichen

Wahrheitsansprüchen, zu der sie sich verpflichtet, im Angesicht religiöser und weltanschaulicher Antithesen als ein Problem ihrer eigenen Begrenztheit erkennen und verhandeln. Der Griff zu einem Naturrecht oder zu einer universalen Zivilreligion kann das nicht verdecken. Zweitens kommt eine Rechtsordnung, will sie freiheitlich sein und bleiben, nicht um das Wagnis herum, es auf eine staatlicherseits unkonditionierte bürgerliche Freiheit religiöser und weltanschaulicher Wahrheitsansprüche ankommen zu lassen und die staatliche Hoheit auf die rechtfertigungsbedürftige Beschränkung ihrer Wirkungen für Gemeinwohlbelange zurückzuziehen. Eben das ist ja die Idee der Freiheitsrechte, und das gilt auch für die korporative Religionsfreiheit. Deren Konditionierung zum Zweck einer staatlichen Fürsorge für das religiöse Wohl ihrer Mitglieder, wie der Autor sie in Gestalt demokratischer und binnenfreiheits- und -gleichheitsrechtlicher Auflagen empfiehlt, ist ein Motiv des Staatskirchentums, dem gegenüber freilich das schweizerische Verfassungsrecht und -verständnis bekanntlich und auch hier ersichtlich großzügiger ist als andere.

MICHAEL GERMAN

Auch kritisch

Ökumene im 20. Jahrhundert



Jurjen Zeilstra:
Willem Adolf Visser 't Hooft.
Evangelische
Verlagsanstalt,
Leipzig 2020,
528 Seiten,
Euro 58,-.

Gerhard Rein hat Willem Visser 't Hooft einmal „die bedeutendste unbekannteste Person in Deutschland“ genannt. Das ist 35 Jahre nach seinem Tod wohl noch zutreffender als damals. Die Biografie, die Jurjen Zeilstra veröffentlicht hat, wird daran wenig ändern, sie kommt nicht als leicht-lockere Lektüre daher. Aber genau so ist sie auch

USA besser verstehen

Jedediah Purdy: *Die Welt und wir.*
Suhrkamp Verlag, Berlin 2020,
187 Seiten, Euro 18,50.

Um die USA und die Spaltung der Gesellschaft besser zu verstehen, hilft es, das Buch des Juristen und Autors Jedediah Purdy zu lesen. Sprachlich sehr geschliffen spannt er den Bogen von der „Landnahme welthistorischen Ausmaßes“ bis zum „Immobilienentwickler als Tribun dieses weiten Landes“. Er legt dar, warum Donald Trump so erfolgreich sein konnte und verleiht dem Lesenden wertvolle Denkanstöße und Einblicke, die aus der Perspektive des fernen Europas vieles besser verstehen lassen.

Leidensgeschichte

Amélie Nothomb: *Die Passion.*
Diogenes Verlag, Zürich 2020,
123 Seiten, Euro 20,-.

„Ich wusste seit jeher, dass man mich zum Tode verurteilen würde.“ In ihrem neuen Roman lässt die belgische Autorin Amélie Nothomb Jesus in der Ich-Form erzählen. Er spricht in der Zelle in der Nacht vor seinem Tod darüber, wie es zu seiner Verurteilung kommen konnte, über seine Angst, seinen Zorn und sein Verhältnis zu Maria Magdalena. Eine kurzweilige Lektüre, die die einen inspiriert, andere wohl möglich vor den Kopf stößt.

Datenlücke

Caroline Criado-Perez: *Unsichtbare Frauen.*
btb Verlag, München 2020,
494 Seiten, Euro 15,-.

Der *Guardian* nennt das Buch einen „Game-Changer“, übertragen also einen Wendepunkt. In der Tat, was die Britin Caroline Criado-Perez auf den fast fünfhundert Seiten zusammengetragen und ausgewertet hat, ist bahnbrechend: Sie zeigt auf, wie Frauen systematisch diskriminiert werden, weil die Welt „fast ausschließlich auf männerbezogenen Daten basiert“ – sei es die Temperaturnorm in Büros, seien es die Sicherheitskonstruktionen in Autos oder das Übergehen in der medizinischen Forschung. Sie öffnet die Augen mit Beispielen aus Stadtplanung, der Arbeitswelt und den Medien. Daraus folgt: „Fehlende Informationen über Frauen und ihre Leben bedeuten, dass wir Geschlechter- und Genderdiskriminierung gleichzeitig nicht wahrnehmen“, schreibt Criado-Perez. Sie plädiert äußerst klug und spannend geschrieben für einen Wechsel dieses Systems.

nicht gedacht. Zeilstra macht sehr deutlich, dass frühere Texte über den langjährigen Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen entweder freundschaftlich und damit unkritisch daher kamen oder stark von Visser't Hooft selbst beeinflusst waren. Und so bringt sie vielleicht doch einigen einen Mann nahe, der beeindruckend war, vieles geleistet hat, aber auch an Grenzen kam.

Zeilstra zeigt in seiner Biografie einerseits die unbestrittene Bedeutung des Niederländers für die Ökumenische Bewegung. In den Kriegsjahren war er es, der in Genf die Fäden zusammenhielt, die Flüchtlingshilfe der Kirchen, ihren Einsatz für Kriegsgefangene und auch für Juden öffentlich vertrat. Mit diplomatischem Geschick versuchte er, die europäischen Kontakte zu den verschiedenen Kirchen – auch in Deutschland – zu erhalten. Die Lektüre seiner Überlegungen und Aktivitäten zeigt, dass er früh hoffte, dass mit einer kirchlichen Bereitschaft, Schuld einzugestehen, die deutschen Kirchen bald wieder in gemeinsame Aktivitäten eingebunden werden könnten. Er hielt gegen alle Enttäuschungen an der Vision fest, dass die Ökumene an einer gerechten internationalen Ordnung mitwirken könnte. Regelmäßig hielt er Kontakt zu Mitgliedern des Deutschen Widerstandes. Es ist Visser't Hooft zu verdanken, dass 1948 in Amsterdam die deutschen Kirchen Gründungsmitglieder des Ökumenischen Rates der Kirchen werden konnten.

Teilweise liest sich die Biografie wie eine Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen theologischen Positionen etwa mit Karl Barth werden detailliert geschildert. Und doch war es Barths theologischer Ansatz des Offenbarungsdenkens, der Gott dem Menschen gegenüberstellt, der Visser't Hooft als angemessen gegen die natürliche Theologie der Deutschen Christen überzeugte. „Die prophetische Stimme der kollektiven Kirchen war notwendig, um zu den Kirchen und für sie zu sprechen, um Ungerechtigkeiten zu erkennen und zu bekämpfen und um den Weg zu Versöhnung und Frieden für die Welt zu finden.“

Das Ringen um die Beteiligung der orthodoxen Kirchen im Ökumenischen Rat und das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche werden eindrücklich geschildert. Visser't Hooft hatte ein enormes internationales Netzwerk an Beziehungen hergestellt, gab viele inhaltliche

Impulse und „setzte Probleme der Welt als Herausforderung für die Kirche auf deren Tagesordnung“.

Spannend zu lesen, wie dabei auch nicht-theologische Aspekte eine Rolle spielten. Mal ist Barth beleidigt, weil Visser't Hooft seinen Vortrag als beendet erklärt, obwohl dieser weiterreden wollte. Mal ist Visser't Hooft verletzt, weil Barth den „Konferenzzirkus“ für Zeitverschwendung hält. Gut auch die kritischen Anmerkungen, etwa, dass Visser't Hooft nicht erkannte, als seine Zeit vorbei war. Und tragisch, wie wenig seine Familie in seinem Leben vorkam, wie sehr er bedauerte, seiner Frau Jetty nicht mehr Zeit gewidmet zu haben – eine Formulierung, die das Verhältnis deutlich einordnet. Die Ökumene war eine „men's world“: Männer trafen sich, disputierten theologisch, während ihre Ehefrauen Zuhause die Familie versorgten. Gerade Jetty Visser't Hooft hatte durchaus eigene Gedanken zur „Frauenfrage“, aber jemand wie Karl Barth, den sie in der Sache kontaktierte, hatte keinerlei Interesse an solchen Themen.

Die Biografie zeigt auch die Entfremdung, die stattfand, als sich der Ökumenische Rat der Kirchen ab der Vollversammlung in Uppsala 1968 deutlich veränderte. Hatte Visser't Hooft in Uppsala noch viel Eindruck hinterlassen, weil er „Kirchen, die praktisch die Verantwortung für die Bedürftigen auf der ganzen Welt ablehnen, der Ketzerei“ bezichtigte, so fühlte er sich in Nairobi 1975, auf der nächsten Vollversammlung, fremd. Er hatte den Eindruck, der ÖRK habe sich „zu einer kirchlichen Aktionsgruppe gewandelt“. Er selbst sah die Säkularisierung als moralischen Niedergang an.

Die Biografie ist eine bewegende Lektüre. Zum einen, weil sie das Ringen der Ökumenischen Bewegung im 20. Jahrhundert, ihre Bedeutung für Christen und Kirchen deutlich macht. Zum anderen, weil sie einen Mann zeigt, „der nicht nur unzählige Fäden zusammenführte, sondern es auch schaffte, sie eine Weile zusammenzuhalten, selbst als sich das Feld zu erweitern begann“. Aber vor allem, weil hier keine Hagiografie betrieben wird, sondern die kritischen Momente, die theologischen Auseinandersetzungen, die persönlichen Schwächen deutlich werden. Und weil Zeilstra zeigt: „Visser't Hooft vertrat eine europäisch-amerikanische Elite, die sich für den Erhalt der westlichen Zivilisation

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Klaus Beckmann
Schulpfarrer, Ludwigshafen
- Dr. Johann Hinrich Claussen
Kulturbeauftragter der EKD, Berlin
- Dr. Ingolf U. Dalferth
Professor em. für Systematische Theologie,
Zollikerberg/Schweiz
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Tilman Asmus Fischer
Journalist, Berlin
- Manfred Gärtner
Journalist, Spenge
- Dr. Michael Germann
Professor für Öffentliches Recht,
Staatskirchenrecht und Kirchenrecht an
der Universität Halle-Wittenberg
- Dr. Edgar S. Hasse
Redakteur beim *Hamburger Abendblatt*,
Hamburg
- Dr. Dr. Benjamin Hasselhorn
Akademischer Rat a. Z. an der Universität
Würzburg
- Dr. Ulrich Heckel
Oberkirchenrat, Professor apl. für Neues
Testament an der Universität Tübingen
- Angelika Hornig
Journalistin, Minden
- Dr. Margot Käßmann
Landesbischofin a. D., Hannover
- Jürgen Kaiser
Pfarrer i. R., Stuttgart
- Dr. Helmut Kremers
Chefredakteur i. R., Düsseldorf
- Daniel Lenski
Pfarrer und Referent am
Konfessionskundlichen Institut, Bensheim
- Ulrich Lilie
Präsident der Diakonie Deutschland, Berlin
- Dr. Armin Nassehi
Professor für Allgemeine Soziologie
und Gesellschaftstheorie
an der Universität München
- Dr. Bernhard Pörksen
Professor für Medienwissenschaft
an der Universität Tübingen
- Dr. Uwe Rieske
Militärdekan, Bonn
- Dr. Heinz Schilling
Professor em. für Geschichte der Frühen
Neuzeit, Schriftsteller, Berlin
- Dr. Angela Standhartinger
Professorin für Evangelische Theologie und
Neues Testament an der Universität Marburg
- Manfred Tiemann
Studiendirektor i. R., Heidenheim
- Willi Wild
Chefredakteur von *Glaube und Heimat*,
Weimar
- Dr. Robert M. Zoske
Pastor, Hamburg

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0 69/58 098 -191

Emil-von-Behring-Straße 3
60439 Frankfurt am Main
kundenservice@gep.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
 Heinrich Bedford-Strohm, München
 Wolfgang Huber, Berlin
 Ilse Junkermann, Leipzig
 Isolde Karle, Bochum
 Annette Kurschus, Bielefeld
 Ulrich Lilie, Berlin
 Friederike Nüssel, Heidelberg
 Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland
 Christiane Tietz, Zürich
 Gerhard Ulrich, Kappeln/Schlei
 Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
 Reinhard Mawick (Chefredakteur)
 Philipp Gessler
 Kathrin Jütte
 Stephan Kosch
 Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
 Sekretariat: Claudia Hollwedel, Diana Zschauer
 Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
 Tel. 0 30/310 0113 00, Fax 030/310 0118 00
 E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
 Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
 Johann Hinrich Claussen (Berlin),
 Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
 (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
 Reinhard Lassek (Celle)

Träger
 zeitzeichen gGmbH
 Geschäftsführer: Reinhard Mawick
 Jebensstraße 3, 10623 Berlin
 Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
 Gemeinschaftswerk der
 Evangelischen Publizistik gGmbH,
 Emil-von-Behring-Straße 3,
 60439 Frankfurt am Main
 Telefon 0 69/580 98-0, Fax 0 69/580 98-363
 Anzeigen: m-public
 Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
 Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
 Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
 Tel. 02 61/39 49 53 36
 E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de,
 www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung
 Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt
 Tel. 069/580 98-191, Fax 069/580 98-226
 E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
 jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
 bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
 EUR 80,40 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
 Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
 bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,20.
 Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
 sehbehinderte Menschen. Tel. 05 61/72 98 71 61
 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
 Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
 Strube Druck & Medien oHG
 Stimmerswiesen 3
 34587 Felsberg



einsetzen wollte“, die aber von der Säkularisierung, dem Dialog der Religionen und den Stimmen des globalen Südens vor neue Herausforderungen gestellt wurde, denen nicht mit den theologischen und methodischen Ansätzen des 20. Jahrhunderts begegnet werden kann.

MARGOT KÄSSMANN

Kein Reumütiger

Über Sterbehilfe



Jean-Pierre Wils:
**Sich den
 Tod geben.**
 Hirzel Verlag,
 Stuttgart 2021,
 200 Seiten,
 Euro 24,-.

Der Suizid ist eine menschliche Möglichkeit, verstörend zwar, aber immer schon gewesen. Weil das jeder weiß, geht darüber zu reden auch so nahe. Doch das ist nötig, heißt es etwa von Krisenzentren mit gutem Grund schon lange. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum assistierten Suizid gibt solchem Reden neue Dringlichkeit. Ausgehend vom „Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ schrieb das Gericht: „Die Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben ein Ende zu setzen, ist als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren.“

Anlassbedingt liegt der Akzent nun allerdings auf dem Suizid am erwarteten leidvollen Lebensende. Und da, sagen warnende Stimmen, drohe aus Normalisierung dynamische Normalität zu werden, die normativ wirke, spricht: Druck auf den Einzelnen aufbaue und genau dies fortan von ihm verlange. Der Belgier Jean-Pierre Wils, der Praktische Philosophie in Nijmegen lehrt und in Deutschland lebt, erörtert diese Problematik in seinem Essay *Sich den Tod geben*. Seine fundierten Überlegungen sind auch deshalb so hilfreich, weil er die Debatten in den Niederlanden intim kennt, wo assistierter Suizid wie auch

aktive Sterbehilfe schon länger liberalisiert sind, es aber Forderungen nach weitergehender Liberalisierung gibt. Wils analysiert die Autonomie-Vorstellung dahinter und zeigt, wie deren Konzept – „weil ich will, muss ich es auch können (dürfen)“ – an die Stelle des Lebens tritt: „Der Gehalt der Autonomie wird diese selbst.“ Platt gesagt: Die Autonomie frisst ihre Kinder. Denn darüber löse sich die Selbstverständlichkeit des (Weiter-)Lebens auf: „Die Normalisierung assistierten Suizids wird die Normalität des Am-Leben-Seins beeinträchtigen. Das betrifft alle, die in einer solchen Gesellschaft leben.“

Die Folgen für das Individuum alarmieren ihn. Wils betont, dass er keine neuerliche Kriminalisierung des assistierten Suizids wünsche. Er hatte sich lange dagegen eingesetzt: „War sein Plädoyer für eine freiheitlichere Regelung der Sterbehilfe voreilig? Hätte er besser die Finger von einem solchen Engagement gelassen, weil er mit dem Argument der ‚schiefen Ebene‘ oder der ‚abschüssigen Bahn‘ als philosophischer Ethiker doch vertraut war? Nein, hier spricht kein Reumütiger. Die Befreiung aus den herkömmlichen Limitierungen der Sterbehilfe war und ist notwendig. Suizidassistenz unter klar definierten, aber sie auch begrenzenden Bedingungen gehört zur Humanisierung des Sterbens.“ Für fatal hält er allzu forsches Aufweichen dieser Kriterien. Es gelte, stets kritisch zu bedenken, was das Menschsein ausmache: „Dass wir uns gemäß unseren Selbstdeutungen umgestalten, ist unabänderlich und unvermeidbar. Wie wir uns verstehen, ist das jedoch keineswegs.“ Gründe für ein Weiterleben dürften jedenfalls nicht unter Druck geraten.

Tragik und Dilemmata solcher Entscheidung am Lebensende, die erlaubt bleiben müsse, begegnet er mit tiefem Respekt. Für die gesellschaftliche (und gesetzliche) Einbettung fordert er jedoch ein konsequentes Abwägen. Niemand dürfe in die Lage kommen, dass er meint, gehen zu müssen, weil es erwartet wird. Derzeit virulenten, hohlen Autonomie-Konzepten stellt er die Besinnung auf Würde und Freiheit entgegen: „Wählen-Müssen ist immer auch ein Müssen.“

Dabei nimmt Wils triftig Erkenntnisse aus Kulturgeschichte und -anthropologie, Soziologie und Sozialpsychologie wie aus literarischen Erkundungen zu solcher Extremsituation mit auf. Der Debatte gibt

sein facettenreicher, nie vereinfachender Essay eine solide Basis. Und anders als kirchenoffizielle Äußerungen dazu ist er nicht von massivem Vertrauensverlust in die leitenden Motivationen belastet.

UDO FEIST

Warnung

Hannah Arendt heute



Richard J. Bernstein:
Denkerin der Stunde. Über Hannah Arendt.
Suhrkamp Verlag, Berlin 2020, 141 Seiten, Euro 14,-.

Die Früchte, welche die gegenwärtige Hannah-Arendt-Renaissance hervorbringt, sind vielfältig. Unter den – jenseits von Kaffeetassen – relevanten Beiträgen zur neuen Prominenz der deutsch-amerikanischen Intellektuellen sind solche wie die letztjährige Ausstellung des Deutschen Historischen Museums „Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert“, welche zwar Diskurse, an denen sich Arendt beteiligte, dokumentieren, ohne jedoch zu den großen Linien vorzudringen, die ihrem Werk noch für die heutige Welt Bedeutung verleihen. Anderen, wie dem zur Ausstellung erschienenen gleichnamigen Sammelband, gelingt dies durchaus. In besonderer Weise macht sich jedoch der in New York lehrende Philosoph Richard J. Bernstein um die Auslotung der Aktualität Arendts verdient: *Why Read Hannah Arendt Now* fragte der Titel seines 2018 veröffentlichten Buches, dessen nun erschienene deutsche Ausgabe sie als „Denkerin der Stunde“ herausstellen will.

Dies tut der von Andreas Wirthensohn – unter Wahrung des für englischsprachige Sachbücher typischen eingängigen Duktus – übersetzte Band, indem er zentrale Texte Arendts aufgreift und vornehmlich zu aktuellen politischen Herausforderungen in Beziehung setzt: Zwangsmigration,

Israel-Palästina-Konflikt, öffentliche Debatte, totalitaristische Tendenzen und deren Abwehr. Am Ende des Buches steht eine eindringliche verantwortungsethische Zuspitzung der heutigen Botschaft von Arendts Denken: „Wir sollten Arendt heute lesen, weil sie die Gefahren, mit denen wir es nach wie vor zu tun haben, so scharfsinnig erkannt und uns davor gewarnt hat, darüber gleichgültig oder zynisch zu werden. Sie drängte uns dazu, Verantwortung für unser politisches Schicksal zu übernehmen. Sie brachte uns bei, dass wir über die Fähigkeit verfügen, gemeinsam zu handeln, etwas in Gang zu setzen, anzufangen, danach zu streben, dass Freiheit weltliche Wirklichkeit wird.“ Vor dem Hintergrund des Jahres 2020, das mit der Auseinandersetzung um den Umgang mit der Coronapandemie nochmal in besonderer Weise die Gefahr von Populismus und Fake News – vor allem in den USA und Brasilien, aber auch hierzulande – vor Augen geführt hat, liest sich gerade das Kapitel über „Wahrheit, Politik und Lüge“ besonders eindrücklich. Immerhin zeigt sich ausgehend von Arendts Deutungskategorien eine beängstigende „Ähnlichkeit zwischen organisierter Lüge, fiktionaler Image-Pflege, Täuschung und Selbsttäuschung, wie sie heute vorherrschen, und den Methoden, die totalitäre Regime zur Perfektion getrieben haben“.

Es dürfte im Sinne Arendts, die selbst das „Wagnis der Öffentlichkeit“ einging, sein, dass einige der Aktualisierungen durchaus auch zum kritischen Hinterfragen und Weiterdenken einladen. Das gilt etwa für die Überlegungen Bernsteins zur aktuell anhaltenden Flüchtlingskrise. Dass wir es auch hierin mit einem Angriff auf das „Recht, Rechte zu haben“, zu tun haben, dürfte außer Frage stehen. Bernsteins Postulat, mit „den immer weiter anwachsenden Massen an staatenlosen Menschen und Flüchtlingen überall auf der Welt, die behandelt werden, als seien sie überflüssig, sollten wir Arendts Warnung ernst nehmen, dass zwischen der Zerstörung des Rechts, Rechte zu haben, und der Vernichtung von Leben nur eine schmale, fragile Trennlinie verläuft“, macht freilich eine deutlich stärkere Differenzierung zwischen dem historischen Hintergrund Arendts und der gegenwärtigen weltpolitischen Lagebeschreibung notwendig, die womöglich viel stärker von *failed* und *failing states* als von Totalitarismus geprägt ist.

TILMAN ASMUS FISCHER

Wir waren es

Eine deutsche Familiengeschichte



Rolf Nagel:
Das Hundeauge.
Insel Verlag, Berlin 2020, 296 Seiten, Euro 22,-.

Eigentlich handelt es sich um zwei Erzählstränge, die aber zusammenhängen und zeitlich aufeinander folgen: die Geschichte einer deutschen Familie unter den Bedingungen im NS-Staat, und, nach dessen Ende, den Weg des Autors als Schauspieler zum Theater.

Der Hamburger Bühnen- und Fernsehdarsteller Rolf Nagel entschuldigt in seiner Familiengeschichte *Das Hundeauge* das Verhalten seiner Zeitgenossen nicht, erklärt nicht, verteidigt nicht, verzichtet auch auf Selbstmitleid. In seinem Urteil ist er wahrlich konsequent und lässt keinen Zweifel zu.

Die Nationalsozialisten – es will ja kaum jemand einer gewesen sein – seien nicht vom Himmel gefallen. In den Medien seien heute immer „die Nazis“ Schuld und nicht die Großeltern, die Großonkel, die Großtanten. Nagel: Es waren aber nicht die Nazis aus dem All. „Wir waren es. Die Nazis kamen aus uns.“

Der über 90-jährige Autor lässt in seinen oft mühsam aus dem Gedächtnis hervorgeholten und zusammengetragenen Erinnerungen nichts aus. Nicht die Ergriffenheit des Vaters bei den im Radio übertragenen Reden Adolf Hitlers, die ihn heute fassungslos macht, nicht das Elend der ständigen Bombennächte, die daraufhin organisierte Kinderlandverschickung, nicht sein Entsetzen und das seiner Mutter angesichts der Plünderungen und Zerstörungen jüdischen Eigentums in der Pogromnacht des 9. November 1938.

Das Trauma von Rolf Nagels Vater, der wie sein älterer Sohn Mitglied der NSDAP wurde, war nicht nur seine im

Ersten Weltkrieg erlittene lebensbedrohende Verwundung, sondern auch der verlorene Krieg, die maßlose Enttäuschung über das Zusammenbrechen des Kaiserreiches. Das Schlimmste für seinen Vater war, dass die Ideale, die er verinnerlicht hatte, von denen verraten worden waren, die sie zuvor zu verkörpern schienen.

Rolf Nagel glaubt rückblickend nicht, dass es trotz der gigantischen Aufrüstung nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei im März 1939 im Volk Angst vor einem Zweiten Weltkrieg gab. Er selbst wusste als damals nicht einmal Zehnjähriger nicht, was ein Krieg wirklich ist. Er habe das alles aufregend und toll gefunden, die Fahnen, die Uniformen, die über den Anschluss ihrer Heimat an das Deutsche Reich jubelnden Österreicher und „Volksdeutschen“, die nun in einem Großdeutschland leben durften.

Was die nationalsozialistische Herrschaft bedeutete, musste der Autor aus nächster Nähe miterleben. In Sichtweite der Wohnung der Familie Nagel war eine Außenstelle des KZ Neuengamme eingerichtet worden, in der in der Produktion von Gasmasken beschäftigte osteuropäische Zwangsarbeiterinnen hinter Stacheldraht hausen mussten. Als Rolf eines Tages von der Schule nach Hause kam, war seine Mutter völlig verstört: „Sie haben eine Frau aufgehängt!“ Noch Stunden nach der Mordtat hing ihre Leiche für alle sichtbar am Strick.

Nur eineinhalb Monate vor Kriegsende, im März 1945, wurde Rolf Nagel als Dienstpflchtiger gemustert, aber als „zeitlich untauglich“ zurückgestellt. Einer Aufforderung seines Schulleiters, als Untergrundkämpfer hinter den feindlichen Linien, als „Werwolf“ für den „Endsieg“ zu kämpfen, mochte er nicht widersprechen. Dazu fehlte ihm der Mut, wie er heute zugibt. Das Kriegsende aber kam seinem Einsatz zuvor.

Als Adolf Hitler tot und der Krieg faktisch zu Ende war, stand Rolf Nagel mit einem Marschbefehl in der Tasche und sonst fast nichts da. Er machte die Schauspielerei erfolgreich zu seinem Beruf.

Rolf Nagel ist mit seinem Buch etwas gelungen, was den Heutigen als Brücke zwischen den Generationen dienen könnte, gerade nach dem vielfachen Schweigen, auch innerhalb der Familien, über eine unsägliche Vergangenheit.

MANFRED GÄRTNER

Black Narcissus

Einer der schönsten Filme aller Zeiten: Deborah Kerr spielte 1947 eine Äbtissin, die im exotischen Indien der 1930er-Jahre ein Kloster leitet, das missionieren soll, bis das Klima und erotische Spannungen ihr Unternehmen gefährden. Der Film des Teams Michael Powell/Emeric Pressburger („Die roten Schuhe“) lebte von großen schauspielerischen Leistungen und vor allem vom unglaublichen Technicolor. Jetzt kommt die Adaption als Mini-Serie. Kann sie die Darstellung der subtilen Sinnlichkeit und des unterdrückten Begehrens wiederholen? Auf jeden Fall hatte Diana Rigg („Emma Peel“) einen der letzten Auftritte vor ihrem Tod, und schon das wird sehenswert.



Star,
3 Folgen à ca. 60 Minuten

Shadow and Bone

Eine der größten Lücken im aktuellen Serienangebot: Was ersetzt „Game of Thrones“? Die unfassbar erfolgreiche Fantasy-Serie, die auch theologisch beleuchtet wurde, hat bisher keinen Nachfolger gefunden, obwohl „The Witcher“ und andere es versucht haben. Jetzt kommt eine Serie, die ebenfalls auf einer Reihe von Fantasyromanen basiert. Sie handelt von einer jungen Frau, die ihre frisch entdeckten magischen Kräfte entwickelt, während die Welt um sie herum von Krieg bedroht ist. Fantasy ist nicht für jeden Geschmack, aber sie sagt auch oft etwas über unsere Zeit aus, mit ihren Konflikten und ihren Problemen für alle, die in ihr heranwachsen.



Netflix,
8 Folgen ab dem 23. April

Ich, Claudius, Kaiser und Gott

Einer der größten Serienklassiker der 1970er-Jahre, mit den geadelten Schauspiellegenden Patrick Stewart, John Hurt und Derek Jacobi und anderen Stars. Die Serie verfilmt den Roman von Robert (von Ranke) Graves über die römische Geschichte vom Ende des Augustus bis zum Anfang von Nero. Natürlich sieht man, dass sie über 40 Jahre alt ist und dass das meiste in einem grell ausgeleuchteten Studio gedreht wurde. Aber die Affären, Skandale, Intrigen und politischen Verstrickungen sind nach wie vor so übertrieben, und die Schauspieler haben so einen Spaß daran, ganz große Weltgeschichte hinzulegen, dass keine Soap-Opera an den kaiserlichen Hof heranreichen kann. Eine große Freude.



Prime Video,
13 Folgen à ca. 50 Minuten

Kirchenpräsidentin auf Anhieb gewählt



Foto: ERK

Susanne bei der Wieden, Gemeindepfarrerin in Frankfurt am Main, wird neue Kirchenpräsidentin der Evangelisch-Reformierten Kirche. Die 54-Jährige erhielt im ersten Wahlgang 46 Stimmen. Für Pfarrerin Sabine Dreßler (58), die EKD-Referentin für Menschenrechte, Migration und Integration ist, stimmten 14 Synodale. Bei der Wieden folgt Martin Heimbucher (65) nach, der Ende Juli in den Ruhestand tritt. Sie ist Pfarrerin der Evangelisch-Reformierten Kirchengemeinde Frankfurt am Main, die zur unierten hessen-nassauischen Landeskirche gehört. Sie ist auch stellvertretende Präses der Landessynode. Die Evangelisch-Reformierte Kirche, die in der Tradition der Schweizer Reformatoren Ulrich Zwingli und Johannes Calvin steht, hat rund 169 000 Mitglieder in 143 Kirchengemeinden. Hochburgen sind Ostfriesland und die Grafschaft Bentheim.

Hanna-Jursch-Preise vergeben

Sarah Jäger, wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Diakoniewissenschaft und Systematische Theologie an der Kirch-

lichen Hochschule Wuppertal/Bethel, hat den mit 5 000 Euro dotierten Hanna-Jursch-Preis der EKD erhalten. Damit wurde ihre Doktorarbeit über „Bundesdeutscher Protestantismus und Geschlechterdiskurse 1949 – 1971. Eine Revolution auf leisen Sohlen“ gewürdigt. Die Nachwuchspreise mit jeweils 1 000 Euro für wissenschaftliche Haus- und Abschlussarbeiten gingen an Bruno Biermann, Sophia Farnbauer und Jasmin Mannschatz. Die Jenaer Kirchenhistorikerin Hanna Jursch (1902 – 1972) habilitierte sich 1934 als erste Frau an einer deutschen Theologischen Fakultät.

Neuer Präses der Pietisten



Foto: privat

Der württembergische Pfarrer Steffen Kern ist neuer Präses des pietistischen Gnadauer Gemeinschaftsverbands. Der 48-Jährige ist Nachfolger von Michael Diener, der nicht mehr kandidiert hatte. Kern ist auch Vorsitzender des altpietistischen Gemeinschaftsverbands Württemberg. Und er gehört den Synoden der württembergischen Landeskirche und der EKD an und der EKD-Kammer für öffentliche Verantwortung.

Von Berlin nach Stuttgart

Pfarrer Friedmann Eißler, der von 2008 bis 2020 Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) in Berlin war, wird im April Islambeauftragter der württembergischen Landeskirche. Der 56-Jährige folgt Pfarrer Heinrich Georg Rothe nach, der in den Ruhestand trat. Eißler wurde als Experte für die türkische Gülen-Bewegung bekannt.

Erstmals Frau berufen

Mit der promovierten Theologin Beate Gilles wird erstmals eine Frau das Generalsekretariat der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz (DBK) leiten. Die 50-Jährige folgt am 1. Juli dem Jesuitenpater Hans Langendörfer (69) nach, der Anfang Januar nach 24 Dienstjahren in den Ruhestand trat. Gilles ist seit elf Jahren Dezernentin für Kinder, Jugend und Familie im Bistum Limburg, das der Vorsitzende der DBK Georg Bätzing leitet.

Evangelischer Buchpreis vergeben

Die Schriftstellerin Iris Wolff hat den mit 5 000 Euro dotierten Evangelischen Buchpreis erhalten. Damit wird ihr Roman „Die Unschärfe der Welt“ ausgezeichnet, der das Leben einer Pfarrfamilie im kommunistischen Rumänien erzählt. Die Schriftstellerin wurde 1977 in Hermannstadt geboren. 1985 emigrierte die Familie von Rumänien nach Deutschland.

ANGEZEIGT

Lieferketten

Eine Broschüre der EKD-Kammer für nachhaltige Entwicklung zeigt, was Politik und Wirtschaft tun müssen, damit ausländische Zulieferfirmen auf die Einhaltung von Menschenrechten und auf Umweltschutz achten. Der EKD-Text 135 trägt den Titel „Verantwortung in globalen Lieferketten – Ihre menschenrechtliche und sozial-ökologische Gestaltung aus evangelischer Perspektive“. Das 80 Seiten starke Heft kostet Euro 2,10. Bestellschrift: versand@ekd.de Oder heruntergeladen: www.ekd.de/lieferketten

Berlin: Neuer Synodenpräses

Der Potsdamer Verwaltungswissenschaftler Harald Geywitz ist neuer Präses der berlin-brandenburgischen Landessynode. Der 49-Jährige erhielt 58 Stimmen. Für den Berliner Verwaltungsrichter Fabian Eidtner (53) stimmten 43 Synodale. Geywitz ist Nachfolger von Sigrun Neuwerth (65), die nicht mehr kandidiert hatte.

Korrektur

Heidi Vormann ist die zweite Münsterbaumeisterin in der Geschichte de Ulmer Münsters, nicht die erste (zz 3/2021). Wir bedauern den Fehler.

1700 Jahre freier Sonntag

In einer Videobotschaft zur Erhebung des Sonntags zum allgemeinen Ruhetag im Römischen Reich durch Kaiser Konstantin vor 1700 Jahren sagte der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm, Menschen brauchten „einen Tag in der Woche, an dem die Arbeit ruht“ und sie „verlässlich Zeit füreinander haben“.

Karlsruhe unterstützt EKD-Projekt

Als erste Stadt in Deutschland ist Karlsruhe dem Seenotrettungsbündnis „United4Rescue“ beigetreten. Die badische Großstadt hatte sich bereits vor zwei Jahren zum „Sicheren Hafen“ erklärt und aus Seenot gerettete Flüchtlinge aufgenommen. Der Verein „United4Rescue“ wurde von der EKD zur Rettung schiffsbrüchiger Flüchtlinge im Mittelmeer initiiert.

Kluge Konzepte für Gebäude

Die Kirchen sollten nur jene Gebäude verkaufen, „die nicht symbolisch aufgeladen sind“. Dies empfahl der Direktor des EKD-Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst, Thomas Erne, in einem Gespräch mit dem *Evangelischen Pressedienst* (epd). Für überflüssige Gebäude sollten die Kirchen „kluge“ Nutzungen entwickeln, wie generationenübergreifendes Wohnen, alternative Wohnprojekte oder hybride Nutzungen gemeinsam mit Bürgerhäusern, Sozialkaufhäusern oder medizinischen Zentren.



Foto: epd-bild/Rainer Oettel

Beim evangelischen Abendmahl sind alle Christen willkommen.

Ökumene-Kardinal kritisiert eucharistische Gastfreundschaft

Vor dem Dritten Ökumenischen Kirchentag, der im Mai in Frankfurt am Main stattfindet, haben evangelische und römisch-katholische Theologen die gegenseitige Einladung zum Abendmahl gegen die Kritik des Vatikan verteidigt. Die wechselseitige Teilnahme an Eucharistie und Abendmahl mache die gewachsene Gemeinsamkeit evangelischer und katholischer Christen sichtbar, heißt es in der Erklärung, die unter anderem der evangelische Stadtdekan von Frankfurt, Achim Knecht, sein katholischer Kollege Johannes zu Eltz, der frühere Rektor der Jesuitenhochschule Sankt Georgen, Ansgar Wucherpfennig, und der frühere Direktor des Predigerseminars der hessen-nassauischen Landeskirche, Peter Scherle, unterzeichnet haben. Sie berufen sich auf die vor zwei Jahren veröffentlichte Studie „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen. Diese hatten für eine wechselseitige Teilnahme am Abendmahl der jeweils anderen Konfession plädiert. Der Präsident des Päpstlichen Ökumenenrates, Kardinal Kurt Koch, betonte dagegen, Angehörige anderer christlicher Konfessionen dürften in der römisch-katholischen Kirche nur dann zum Abendmahl zugelassen werden, wenn sie deren offizielle Lehre von den Sakramenten teilen.

Missbrauch: Gemeinsame Aufarbeitung

Der Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung, Johannes-Wilhelm Rörig, und die EKD wollen bis zum Ende des Sommers eine Einigung über Standards bei der Aufarbeitung des Missbrauchs erzielen. Nach einem virtuellen Treffen mit Vertretern der EKD teilte ein Sprecher des Missbrauchsbeauftragten mit, ein weiteres Treffen sei für Mai verabredet. Man wolle noch vor dem Ausscheiden Rörigs als Beauftragter im September eine „Gemeinsame Erklärung“ zur Aufarbeitung erreichen. An dem Treffen mit Rörig nahmen erstmals auch Vertreter des neuen Betroffenenbeirats der EKD teil (siehe Seite 45).

Forschungsstreit live

Die Doku-Schätze von Jérôme Prieur und Gérard Mordillat

PHILIPP GESSLER

Man kann es fast ein Lebenswerk nennen – und die Radikalität sowie die darin versteckte Leidenschaft faszinieren ungemein, wohl auch die dafür notwendige Freundschaft. Die beiden französischen Schriftsteller und Cineasten Jérôme Prieur und Gérard Mordillat, beide vor rund siebzig Jahren in Paris geboren, haben in 17 Jahren, von 1998 bis 2015, gemeinsam ein Doku-Meisterwerk geschaffen, das seinesgleichen sucht und nun komplett (und kostenlos) angesehen werden kann.

In insgesamt 41 Folgen à rund fünfzig Minuten, aufgeteilt in vier Serien, haben sie die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums und des frühen Islam ausgeleuchtet. Es ist ein kirchen- und religionsgeschichtlich einmaliges Werk des europäischen Fernsehens öffentlich-rechtlicher Natur.

Wobei „europäisches Fernsehen“ durchaus wörtlich zu nehmen ist, denn Prieur und Mordillat haben ihre vier Doku-Serien für *arte* produziert – und alle 41 Folgen dieser Serien sind derzeit in der Mediathek des deutsch-französischen TV-Senders und auf *YouTube* abrufbar. Wer sich für das Christentum, den Islam sowie ihre gemeinsamen Wurzeln im Judentum interessiert, wird hier überaus Lehrreiches und Anregendes finden.

Was ist das Radikale an dem Doku-Meisterwerk? Es ist minimalistisch, ja gewagt konzipiert. Denn es sind, anders als es der Zeitgeist lange zu fordern schien, in diesen TV-Dokumentationen keinerlei Spielszenen oder Animationen zu sehen, sondern – bis auf sehr kurze Aufnahmen von Archiven – nur: Köpfe! Köpfe und Oberkörper, meist vor einem schwarzen Hintergrund gefilmt. Es sind die Charakterschädel von mehreren Dutzend Fachleuten, die im Laufe der knapp zwei Jahrzehnte dieses Großprojekts interviewt wurden. Manche Interviewten, die in mehreren Serien vorkommen, sieht man sogar altern.

Die Fachleute – mehr Männer als Frauen, zugegeben –, die die beiden stumm bleibenden Filmemacher befragen, sind in

der Regel Expertinnen und Experten der Theologie, der Religionswissenschaft und der Kirchengeschichte. Man lauscht überwiegend Professorinnen und Professoren aus der ganzen westlichen Welt und, vor allem in der Doku-Serie über die Frühzeit des Islam („Jesus und der Islam“), auch aus dem Mittelmeerraum.

Das Faszinierende ist: Die Fachleute sitzen vor der Kamera, etwas ausgeleuchtet, und erzählen einfach nur, was sie oder die Forschung in ihrem Fach über die ersten Jahrzehnte oder Jahrhunderte des Christentums und des Islam herausgefunden haben. Sie tun dies ohne Manuskript, frei von der Leber weg und meist in einfachen, schlichten Worten. Dann folgt ein Schnitt, und der nächste Fachmann, die nächste Expertin kommt zu Wort – und widerspricht vielleicht dem vorher Gesagten, bekräftigt oder ergänzt es. Es ist wie eine ins Mündliche übertragene Forschungsdiskussion, als sei man wortwörtlich mitten in einer Forschungsdebatte mit den besten Fachleuten der Welt.

So werden Religions- und Kirchengeschichte zu einem ungemein aufregenden Thema, denn klar ist: So viel ist gar nicht klar, fast alles kann mit guten Gründen diskutiert werden – wenn man denn die Quellen richtig zu lesen und zu interpretieren weiß. Historische Charaktere werden sichtbar (etwa von Paulus, Petrus oder Mohammed), die großen Geschichten von Liebe und Verrat, Streit und Solidarität lebendig. Und deutlich wird natürlich: Geschichte ist ein offener Prozess. Alles hätte auch ganz anders enden können. ◀

HINWEIS

„Corpus Christi“ (1998 – 12 Folgen) und „Apokalypse“ (2008 – 12 Folgen) sind auf *YouTube* – am besten mit dem Zusatz „arte“ – zu finden. In der *arte*-Mediathek sind derzeit „Geburt des Christentums“ (2003 – 10 Folgen) und „Jesus und der Islam“ (2015 – 7 Folgen) abrufbar.

NOTABENE

- Die deutsche Lust respektive Sorgfalt in Sachen Datenschutz stößt im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Corona-Pandemie zunehmend auf Kritik und Unverständnis: „Die Angehörigen derjenigen, die an Covid-19 gestorben sind, weil sie nicht rechtzeitig geimpft wurden, können sich mit dem Wissen trösten, dass zumindest die Daten ihrer Verwandten sicher sind.“ So äußerte sich neulich der aus den USA stammende und in Berlin arbeitende Journalist Matthew Karnitschnik in der *Welt am Sonntag* (*WamS*).
- Der deutsche Fetisch Datenschutz wird im Zusammenhang mit Corona und der bislang zahnlosen deutschen App nun zwar verschärft diskutiert, andererseits sind aber auch die Politiker nicht zu beneiden. So klagt der sächsische Ministerpräsident Michael Kretschmer in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* (*FAS*): „Wir haben eine fast unbarmherzige Härte derjenigen, die unsere Corona-Politik ablehnen und der Meinung sind, es gibt Corona nicht. Und wir haben die gleiche Unbarmherzigkeit auf der Seite derer, die dagegen sind, die Maßnahmen zu lockern. (...) Das Hauptproblem ist: Es gibt keine Gerechtigkeit, weil dieses Virus nicht gerecht ist.“
- Wohl wahr, sicher. Da klingt es beruhigend, wenn der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann, von Bündnis 90/Die Grünen, wiederum in der *WamS* sagt: „Das Virus lässt verlässliche Planungen nicht zu. Aber Gott bewahre uns davor, dass wir Geschmack daran fänden, auf diese Weise auch im Regelfall Politik zu machen, mit solchen massiven Eingriffen in Grundrechte und Lebensverhältnisse. Damit werden wir ganz schnell wieder aufhören, sobald die Pandemie vorbei ist. Der Sinn von Politik, um Hannah Arendt zu zitieren, ist Freiheit, und nicht ihre Einschränkung.“ Sein Wort in Gottes Ohr! ◀

Kirchenglocken mit Hakenkreuz

In den vergangenen Jahren wurden in evangelischen Kirchen immer wieder Kirchenglocken mit einem eingravierten Hakenkreuz entdeckt. Und auch sonst finden sich in Gotteshäusern der Landeskirchen, die in der Nazizeit von den „Deutschen Christen“ beherrscht wurden, Symbole des Terrorregimes. Bei dieser Tagung wird unter anderem die „Entjudung“ der Eisenacher Georgenkirche vorgestellt. Und es wird der Frage nachgegangen, wie nach 1945 mit Kriegerdenkmälern verfahren worden ist.

Braunes Erbe. NS-Symbolik in unseren Kirchen

18. bis 20. Juni, Evangelische Akademie Thüringen, Telefon: 03 62 02 / 9 84 19, E-Mail: utzel@ev-akademie-thueringen.de, www.ev-akademie-thueringen.de

Ein etwas anderer Islam

Wer durch Bosnien fährt, sieht Moscheen, deren vier-eckige Türme wenig mit den Minaretten zu tun haben, die außerhalb Europas zu sehen sind. Diese Präsenz- und Online-Tagung beleuchtet den Islam auf dem Balkan, wo Muslime immer mit anderen Gläubigen zusammenlebten. Gezeigt wird auch, wie die österreichischen Herrscher den Islam in ein Staatskirchenrecht integrierten. Und es wird gefragt, inwiefern das ein Vorbild für Deutschland sein kann.

Islam auf dem Balkan. Der Balkan und seine religionspolitische Relevanz für den Islam in Deutschland

2. bis 4. Juli, Evangelische Akademie Loccum, Telefon: 0 57 66 / 8 11 21, E-Mail: sabine.loges@evlka.de, www.loccum.de

Dogmatik als große Erzählung

Seit 1970 treffen sich Theologinnen und Theologen aus aller Welt auf dem Leuenberg bei Basel, um einen Aspekt aus dem Werk des bedeutenden Theologen Karl Barth (1886–1968) zu diskutieren. Aber wegen Corona findet die Tagung in diesem Jahr kürzer und leider nur online statt. Deutschsprachige und angelsächsische Theologen entfalten das Thema der Tagung in Vorträgen und Kleingruppen. Der Nürnberger Theologe Ralf Frisch zeigt zum Beispiel, wie Barths „Kirchliche Dogmatik“ als Erzählung gelesen werden kann.

Anmeldeschluss: 12. Juni. Kreuz und Auferstehung. Das Drama von Gottes Passion. 51. Internationale Karl-Barth-Tagung

19. bis 20. Juli, Online-Tagung, www.karl-barth-tagung.de

Für Sänger aus ganz Deutschland

Chorsängerinnen und Chorsänger aus ganz Deutschland können an dieser „Bach-Werkstatt“ teilnehmen und unter fachkundiger Leitung das Gloria der H-Moll-Messe von Johann Sebastian Bach einstudieren. Dies wird dann im Sonntagsgottesdienst in der Kasseler Martinskirche aufgeführt. Die Teilnehmenden müssen sich vor der Tagung die Noten besorgen und ihren Part beherrschen.

Bachs H-Moll-Messe (BWV 232) GLORIA Ein 4-Jahres-Projekt

24. bis 26. September, Evangelische Akademie Hofgeismar, Telefon: 0 56 71 / 88 11 08, Fax: 0 56 71 / 8 81-1 54, E-Mail: anita.kamutzki-pape@ekkw.de, www.akademie-hofgeismar.de

Vivaldi war schuld

REINHARD MAWICK

Ein herrlicher Frühlingseinbruch mitten im Februar. Zwanzig Grad plus. Und das nur wenige Tage, nachdem wir bei minus zwanzig Grad gebibbert hatten. Absolut rekordverdächtig! Und natürlich Besorgnis: Das gab's früher nicht, der Klimawandel ... ja, doch, sicher, aber ich freute mich unbändig, trat auf den Balkon, schloss die Augen und dachte – *Beam me up, Scotty* – ich sei auf den Kanaren gelandet ... na ja, mit Augenauf war ich immer noch auf dem Balkon. Aber zum Glück liegt ganz in der Nähe unserer Wohnung eine sehr schöne öffentliche Gartenanlage. Darinnen werde ich jetzt dem plötzlichen Februarfrühling huldigen und beim Spaziergang vielleicht entspannt Verweilen auf einer Bank und meine Gedanken reifen lassen. Aber halt! Man geht ja heute nicht nur einfach so. Wo sind meine Kopfhörer? Jetzt noch das Tablet, denn was würde besser passen, als draußen Vivaldis „Frühling“ zu hören, und erstmals seit Oktober wieder die dünne Jacke anzuziehen und loszugehen. Willkommen, Du Vor-der-Haustür-Paradies: Vivaldi tönt, kurz mal WhatsApp gecheckt, und weiter geht's durch die erwachende Natur. Schon grüßt die Bank an der Allee – da werde ich mich setzen und etwas aufschreiben, ja, mein grünes Notizbuch für Grundlegendes habe ich natürlich dabei ... aber erst noch mal Facebook gucken, und vielleicht hat jemand mich an-gewhats-apped, wer weiß ... verflüxt, wo ist denn mein Handy ... ach so, ich habe ja die leichte Jacke an, wo habe ich das denn da immer hingesteckt voriges Jahr ... verflucht ... wo ist es ... liegt es etwa unter der Bank? Quatsch ... oh nein, wie kann es sein es ist weg! Herzerasen, Schweißausbruch: Meine Daten, mein Leben! Warum bloß habe ich die immer noch nicht in die Cloud gepackt? Und was macht man eigentlich, wenn das Handy verloren ist. O weh, oh weh ...

Dann piept's: Ach so, mein Tablet, das liegt ja neben mir. Eine E-Mail von einer lieben Kollegin aus Berlin, etwa dreihundert Kilometer von meinem Park entfernt. Schon die Betreffzeile entzückt: „Du hast dein Telefon heute verloren! Es ist gefunden!“ Woher weiß sie das? Wie kann mein Handy so schnell so große Weiten überwinden? Enterprise-Scotty? Für einen Moment wanken die Säulen meiner Erde. Dann aber lese ich, dass eine Christina hier in Hannover das Handy gefunden und die liebe Kollegin sofort angerufen hat, deren Nummer als erste in meinem Verlauf stand. Was für ein Glück! Und als ich nur eine Stunde später mit einem Blumenstrauß ausgestattet bei jener lieben, ehrlichen Christina aufkreuze, erfahre ich: Vivaldi war schuld! Sein „Frühling“ muss so laut in mir getönt haben, dass ich doch tatsächlich mein Handy statt in die Jackentasche wohl elegant daneben gesteckt hatte und es so unerhört auf den Rasen glitt, und dann kam Christina – ob vielleicht Scotty doch seine Hände im Spiel hatte? Wer weiß ... ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: akg

Was ist die Seele?

„Seele, Brahmane (nach Goethe)“ heißt dieses Bild, das Clara von Rappard 1885 gemalt hat. Falls Ihnen das rätselhafte Werk bekannt vorkommt: Es stand in der Februarausgabe schon einmal an dieser Stelle, als wir den kurzfristig verschobenen Schwerpunkt zum Thema Seele für März ankündigten. Nun versuchen wir in unserer Maiausgabe den schillernden Begriff zu klären und gehen der Frage nach, wie das ursprünglich griechische Konzept der Seele ins Christentum kam. Wir beleuchten die Renaissance der Seele in der Gegenwart durch moderne spirituelle Angebote wie Yoga und Co. Und wir fragen nach den Erfahrungen mit der Seele in der Begleitung von Sterbenden und den besonderen Herausforderungen, vor denen die Seelsorge in diesen von der Pandemie geprägten Zeiten steht.

Draußen vor der Tür

Sich selbst bezeichnete er als „religiösen Dichter“, durch das Theaterstück „Draußen vor der Tür“ wurde er berühmt, und er starb, vom Zweiten Weltkrieg schwer gezeichnet, 1947 mit 26 Jahren. Im Mai jährt sich der Geburtstag des außergewöhnlichen Dichters Wolfgang Borchert zum hundertsten Male. Hans-Jürgen Benedict schreibt über Leben und Werk des Jubilars.

Rabbinerinnen in Deutschland

Es werden immer mehr Frauen Rabbinerinnen, weltweit und auch hierzulande. Das ist nicht unbedingt ein Indiz für die „Renaissance des Judentums“ in unserem Land, aber doch eine faszinierende Fortsetzung des Ringens um Gleichberechtigung einer Bertha Pappenheim oder Regina Jonas, das durch die Shoah frühzeitig abgebrochen wurde. Über ein begeisterndes Buch und eine bahnbrechende Entwicklung berichtet Martin Bauschke.

Anwendung wird Zuwendung

Der katholische Priester aus Bayern wurde zwar als „Wasserdoktor“ weltberühmt, sah sich selbst aber in erster Linie als Geistlicher und Seelsorger. Ein Spannungsfeld, das er selbst für sich auflöste, indem er seine Therapien als gelebte Nächstenliebe und Seelsorge ansah: „Eine Anwendung soll immer auch Zuwendung sein.“ Martin Glauert schreibt über Sebastian Kneipp, der vor genau zweihundert Jahren geboren wurde.

Die Geschichte der Ökumene aus erster Hand

Der profilierte Ökumeniker
Peter Neuner zieht Bilanz

Man hat Peter Neuner als »Altmeister der Ökumene« titulierte. Er schildert in diesem Buch, wie ihn das Bemühen um die Einheit der christlichen Kirchen in fünf bewegten Jahrzehnten herausgefordert hat. Seine Erinnerungen und Erfahrungen zeigen, dass Ökumene keine trockene Schreibtischangelegenheit ist, sondern dass sie Menschen betrifft und Biographien prägt.

Sie sind ein spannender Beitrag zu einer Geschichte der Ökumenischen Bewegung und zugleich eine Einführung in ihre wichtigsten Problemstellungen und geben damit wertvolle Anstöße für die heutigen Akteure.



232 Seiten | Gebunden
€ 28,- (D) / € 28,80 (A) / SFr 38.90
ISBN 978-3-451-38956-6

HERDER

Lesen ist Leben

Neu in allen Buchhandlungen
oder unter www.herder.de

Dem Trübsinn ein Ende: Freuen Sie sich auf Ostern.

Mit unseren Frühlingstiteln in die helle Jahreszeit!

111 BIBELTEXTE DIE MAN KENNEN MUSS

13,5 x 20,5 cm, 240 Seiten,
Broschur
ISBN 978-3-438-04836-3
€(D) 16,95 €(A) 17,20



111 BIBELTEXTE DIE MAN KENNEN MUSS

1 MP3-CD im Digipack
Spieldauer: 7 Std. 28 Min.
ISBN 978-3-438-02264-6
€(D) 16,95* €(A) 17,20*



OSTERN

Die bedeutendsten Texte aus der Bibel.
Gelesen von Rufus Beck
Lutherübersetzung
1 Audio-CD im Digipack
Spieldauer: 70 Min.
ISBN 978-3-438-02265-3
€(D) 9,95* €(A) 10,20*



GEH DEINEN WEG...

Gedanken für große Sprünge und kleine Schritte

18 x 16 cm, ca. 96 Seiten,
mit Einstecktasche für Geldgeschenke
ISBN 978-3-438-06299-4
€(D) 9,90 €(A) 10,20



FÜR DICH!

Ein Dankeschön an Lieblingsemenschen und Alltagshelden

18 x 16 cm, ca. 96 Seiten,
mit 4 Postkarten zum Herausnehmen und Verschicken
ISBN 978-3-438-06298-7
€(D) 9,90 €(A) 10,20



PAUL GERHARDT GEH AUS MEIN HERZ

Gesammelte Lieder mit Noten
Mit 100 farbige Illustrationen
16,6 x 25 cm, 260 Seiten
Leinenband mit Lesebändchen
im Schmuckschuber
ISBN 978-3-438-04850-9
€(D) 36,00 €(A) 37,00



DIE GROSSE HÖRBIBEL. DIE LUTHERBIBEL IN SENZISCHER LESUNG

Nach Martin Luthers Übersetzung, revidiert 1984
Ohne Apokryphen
8 MP3-CDs im Digipack
Spieldauer 80 Stunden
ISBN 978-3-438-02225-7
€(D) 89,00* €(A) 91,50*

* unverbindlich empfohlener Preis

Jetzt erhältlich!

Die neue BasisBibel als komfortable oder kompakte Ausgabe in fünf verschiedenen Farben!

**DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT**

Balinger Straße 31 A | 70567 Stuttgart | www.die-bibel.de

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder unter www.die-bibel.de/shop